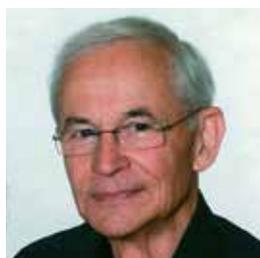


150 Jahre
Diakonie 
 aufeinander zugehen

Geschichte hat

viele Gesichter



2

Im Porträt:
Ludwig Schwarz 1833–1910

3

Im Porträt:
Ernst und Pauline Schwarz
1845–1925 und 1854–1935

4

Im Porträt:
Elvine de La Tour 1841–1916

5

Im Porträt:
Amelie von Langenau
1833–1902

6

Im Porträt:
Elise Lehner 1847–1921

7

Im Porträt:
Viktorija Vilimek 1892–1955

8

Im Interview:
Schwester Helga Sikora
ehem. Oberin im Diakonissen-
mutterhaus in Gallneukirchen

10

Im Porträt:
Ernst Gottfried Meyer
1903–1940

11

Im Porträt:
Theodora Brik 1871–1941

12

Im Porträt:
Irma Gindelhuber
1867–1962

13

Im Porträt:
Johann Schager 1918–1967

14

Im Porträt:
Ilse Cicvarek 1910–1981

15

Im Porträt:
Otilie Schrempf 1922–2018

16

Im Porträt:
Alexandra C. *1934

I–IV

Generalsynode der Evangelischen
Kirche/Diakonischer Rat:
**Diakonie – Standortbestim-
mung und Herausforderungen**

17

Im Porträt:
Ernst Gläser 1929–2021

18

Im Interview:
Christian Jaquemar
Enkel des ersten Diakonie-Direktors
Hans Jaquemar

19

Im Porträt:
Rudolf und Emma Siegrist
1927–1990 und *1930

20

Im Porträt:
Peter Wiegand *1936

21

Im Porträt:
Robert Damjanovic *1953

22

Im Porträt:
Werner Gerstl 1944–2019

23

Im Porträt:
Willibald Lassenberger
1952–2017

24

Im Porträt:
Gertrude Hennefeld *1943

25

Im Porträt:
Elizabeth Carol Unger *1945

26

Im Interview:
Michael Chalupka
ehem. Diakonie-Direktor

28

Im Porträt:
Veronica Handl *1952

29

Im Porträt:
Norbert Karvanek
1965–2021

30

Im Porträt:
Helene Fritsch *1993

31

Im Porträt:
Melanie Knödl *2005

32

Im Interview:
Stefan Galoppi
Journalist und Autor
der Porträts

150 Jahre gelebte Nächstenliebe

Die Diakonie feiert Geburtstag

Jesus Christus spricht: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft und deinem ganzen Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Lukas 10,27)

Seit 150 Jahren leistet die Diakonie „Dienst am Nächsten“ und setzt sich ein für die Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. Sie ist damit die älteste Hilfs- und Sozialorganisation Österreichs.

Diakonisches Handeln beginnt mit der Wahrnehmung von Not. Die Sorge um- und füreinander gehörte zum Leben der ersten christlichen Gemeinden. Schon früh wurde deutlich, dass dies eigener Organisationsformen bedarf. Die Apostelgeschichte erzählt, dass die griechischen Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung in der Gemeinde in Jerusalem. Damit das nicht wieder vorkommt, wurden sieben Männer eingesetzt, die sich künftig darum kümmern sollten. Sie gelten als die ersten Diakone. Diakonie ist also so alt wie die Christenheit.

Organisierte Nächstenliebe

Wieso also feiern wir 2024 in Österreich 150 Jahre Diakonie? Im 19. Jahrhundert brachte die industrielle Revolution neue Nöte: katastrophale Arbeitsbedingungen, Landflucht, Arbeitslosigkeit, Invalidität, Krankheit und Alter führten zu neuen Formen von Armut. Immer mehr Kinder lebten auf der Straße. Die Zustände in den Hospitälern waren katastrophal. Mit der traditionellen kirchlichen Armenpflege war das nicht mehr zu bewältigen. Neue Formen des sozialen Engagements in freien Vereinen, Stiftungen und Einrichtungen entstanden: die „organisierte Diakonie“.

In Deutschland wurden diese Organisationen 1848 im Central-Ausschuss für Innere Mission vernetzt. In Österreich durften Evangelische zu dieser Zeit noch keine Vereine gründen, das war ihnen erst mit dem Protestantentpatent von 1861 erlaubt. Gleich 1861 wurde in Wien der Evangelische Waisenversorgungsverein gegründet. Als Gründungsjahr der Diakonie in Österreich gilt jedoch – in Anlehnung an die Gründung der In-

neren Mission in Deutschland – 1874: Am 3. Jänner 1874 genehmigte die Statthalterei Linz die Zulassung des „Evangelischen Vereins für Innere Mission in Gallneukirchen“ (heute: Diakoniewerk).

Geschichte hat viele Gesichter

Im Jubiläumsjahr 2024 wollen wir die Geschichte der Diakonie erzählen. Aber nicht als Geschichte von Organisationen, sondern als die vielen und vielfältigen Geschichten von Personen, die über die Jahrzehnte Diakonie gelebt, erlebt, geprägt haben: Gründer:innen, Mitarbeiter:innen, Klient:innen. Welche Nöte haben sie gesehen? Wie haben sie in Antwort auf diese Nöte ihrer Zeit Nächstenliebe organisiert? Was hat sie motiviert und in ihrem Engagement getragen? Wie hat Diakonie dazu beigetragen, dass Klient:innen ihre Gaben wachsen lassen und ihre Fähigkeiten entwickeln konnten? 25 Porträts – verfasst vom Journalisten und Historiker Stefan Galoppi – zeigen exemplarisch, wie sich Diakonie in der und durch die Geschichte entwickelt hat (wobei auch das schwierige Kapitel der NS-Zeit nicht ausgeblendet wird), was Diakonie ausmacht und wie sie im Leben von Menschen wirkt.

Außerdem in diesem Heft: Interviews mit „Zeitzeug:innen“ der jüngeren Diakonie-Geschichte und das neu überarbeitete Grundsatzpapier der Diakonie Österreich und der Generalsynode der Evangelischen Kirche A. und H.B in Österreich „Diakonie – Standortbestimmung und Herausforderungen“. Viel Freude beim Eintauchen in Geschichte, Haltung und Welt der Diakonie!



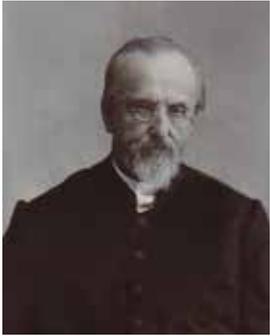
Ihre Pfarrerin Maria Katharina Moser,
Direktorin der Diakonie Österreich



Maria Katharina Moser
ist seit September 2018
Direktorin der Diakonie
Österreich.

Ludwig Schwarz 1833–1910

Gründer des Evangelischen Vereins für Innere Mission in Gallneukirchen, heute **Diakoniewerk**



Ludwig Schwarz gründete 1874 den Verein für Innere Mission. Damit ist 1874 das Gründungsjahr der Diakonie in Österreich in Anlehnung an Deutschland, wo die Errichtung des Central- Ausschusses für Innere Mission 1848 als Gründungsdatum gilt.

„In Christus Jesus gilt der Glaube, der in der Liebe tätig ist.“ Diese verkürzte Stelle aus dem Paulus-Brief an die Galater steht auf der Erinnerungstafel am Geburtshaus der Brüder Ludwig und Ernst Schwarz in Melk. In diesem festen Glauben führten sie ihre Lebenswege nach Gallneukirchen in Oberösterreich und nach Waiern in Kärnten, wo sie als evangelische Pfarrer für Kinder und Alte, für Kranke, Behinderte und Leidende „in der Liebe tätig“ wurden.

Ludwig Schwarz studierte evangelische Theologie in Wien, Leipzig und Jena. Seine erste Stelle als Pfarrer trat er Ende 1863 in der neugegründeten Pfarrgemeinde von Görz (im heutigen Italien) an. Die Gemeinde war klein, hatte aber einige sehr wohlhabende und einflussreiche Mitglieder. Über sie lernte er Elvine Ritter von Zahony, die spätere Gräfin de La Tour, kennen und auch seine Frau Cécile, die aus einer reichen Schweizer Handelsfamilie stammte. Sie wurde ihm nach der Hochzeit 1867 zu einer starken Lebenspartnerin.

Praktische Frömmigkeit

Als Ludwig Schwarz in eine Phase von Glaubenszweifeln geriet, wurde ihm ein Buch geschenkt, das ihn stark beeinflusste: „Martin Boos, der Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Boos war katholischer Geistlicher, Initiator der Allgäuer Erweckungsbewegung und

wurde wegen seiner als „reformatorisch“ eingestuften Predigten innerkirchlich immer wieder verfolgt. Die von Boos propagierte pietistische Idee einer höchstpersönlichen, auf die Praxis ausgerichteten Frömmigkeit sprach Schwarz an. Der Jesus-Satz „Weide meine Lämmer“ wurde ihm zum konkreten Auftrag.

Im Oktober 1871 wechselten Ludwig und Cécile Schwarz nach Gallneukirchen, wo bis 1816 auch Martin Boos gewirkt hatte und wo nach der Trennung von Linz eine neue evangelische Gemeinde aufzubauen war. Das Ehepaar wollte aber den Glauben gleich in Taten übersetzen.

Pionierarbeit

Nach der Gründung der Waisen- und Rettungsanstalt Weikersdorf rief Ludwig Schwarz am 5. Februar 1874 den Evangelischen Verein für Innere Mission ins Leben und damit die Keimzelle des heutigen Diakoniewerks Gallneukirchen. Seine Pionierarbeit für Arme, Kranke, verwaiste Kinder, Menschen mit Behinderung und all die anderen Notleidenden des beginnenden industriellen Zeitalters machte den Glauben von Ludwig und Cécile Schwarz tatsächlich für alle sichtbar.

1877 verwirklichte der Pfarrer seinen lang gehegten Wunsch und gründete die erste Diakonissenanstalt in Österreich. Deren Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft war 1836 in Kaiserswerth bei Düsseldorf gegründet worden. Cécile Schwarz kümmerte sich um die ersten Schwestern, arbeitete mit ihnen in der Alten- und Krankenpflege, half in der Pfarrgemeinde mit und zog drei Waisenkinder auf. Mit Fleiß, Geschick und tatkräftigen Unterstützer:innen gelang es dem Ehepaar, immer mehr soziale Einrichtungen aufzubauen.

Cécile Schwarz verstarb 1905 in höchstem Ansehen, ihr Mann überlebte sie um fünf Jahre. Im Gästebuch der Gräfin de la Tour hinterließ er einen Satz, der seinen Antrieb in einfachen Worten erklärt:

„Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“



Silberhochzeit von Ludwig Schwarz und Cécile, geb. Escher, am 5. November 1892. Neben dem Jubelpaar sitzt (links im Bild) Ludwigs Bruder Ernst Schwarz, Gründer der Diakonie in Waiern, Kärnten, mit Töchterchen Elsbeth.

Ernst 1845–1925 und Pauline Schwarz 1854–1935

Gründer einer Kinderrettungsanstalt, aus der die Diakonie Waiern entstand, heute **Diakonie de La Tour**

Ernst Schwarz war der jüngere Bruder von Ludwig Schwarz, den er sich zum großen Vorbild auserkor. Wie dieser wurde auch er evangelischer Pfarrer, lebte tatkräftige Nächstenliebe und baute ein großes soziales Werk auf. Die Brüder legten an ihren Wirkungsstätten Gallneukirchen in Oberösterreich und Waiern in Kärnten die Grundsteine für zwei wichtige Zentren der heutigen Diakonie.

Ernst Matthias Schwarz wurde 1845 in Melk in eine gemischt-konfessionelle Familie geboren. Sein Vater war zwei Mal mit Katholikinnen verheiratet. Entsprechend der damaligen Regeln wurden die Söhne evangelisch, die Töchter katholisch. Diese Erfahrung prägte Ernst Schwarzs spätere soziale Arbeit, die er vor allem in der Anfangszeit überkonfessionell anlegte.

Wie Bruder Ludwig studierte Ernst evangelische Theologie und besuchte ihn oft in dessen erster Pfarrgemeinde in Görz (im heutigen Italien). Er lernte dort auch eine Gruppe wohlhabender, wichtiger Förder:innen kennen, darunter Gräfin Elvine de La Tour.

Ernst Schwarz nahm intensiv Anteil an der Glaubenskrise und Neuorientierung seines Bruders und entdeckte ebenfalls den katholischen Prediger Martin Boos für sich. Der forderte, Christentum müsse sich in der Lebenspraxis durch Taten der Liebe ausdrücken.

Ein Daheim für Kinder

Am 12. März 1871 wurde Ernst Schwarz zum Pfarrer von Waiern bei Feldkirchen gewählt. Um gegen die elenden Lebensbedingungen vieler Kinder vorzugehen, begann er 1873 mit der

Betreuung von Burschen im Pfarrhaus. Nach der Hochzeit 1878 übernahm seine Frau Pauline die Aufgabe der Hausmutter und intensivierte die Bemühungen. 1881 rief Pfarrer Schwarz zur Errichtung einer „Kinderrettungsanstalt“ auf:

„Sie haben viel Mangel an Brot und kein liebes Daheim; was aber am ärgsten ist, sie haben tausendfach keine Ernährung aus dem Worte Gottes.“

Dank vieler Spender:innen konnten ab 1888 noch mehr Kinder aufgenommen und in einem eigenen Gebäude versorgt werden.

Gewichtige evangelische Stimme

Es folgten das Schülerheim in Klagenfurt, ein Krankenhaus und später auch ein Kleinkinderheim in Waiern. Der Erhalt all dieser Einrichtungen war finanziell eine ständige Herausforderung. 1903 wurden sie in den neugegründeten Evangelisch Kirchlichen Hilfsverein eingebracht. 1905 erfolgte eine institutionelle Verbindung mit den Anstalten der Gräfin Elvine de La Tour in Treffen, die in den Vorstand des Hilfsvereins eintrat.

Ernst Schwarz erlebte als gewichtige evangelische Stimme in Kärnten auch heftigen Gegenwind: In der Zeit der „Los von Rom“-Bewegung um 1900 wurde ihm vorgeworfen, seine soziale Arbeit diene nur der Abwerbung von Katholiken. Ab 1910 wurde ihm die zunehmende Verschuldung der Anstalten in Waiern angelastet. Es kam zu Zerwürfnissen.

Ernst Schwarz verstarb 1925. Doch sein Erbe lebt in der Diakonie de La Tour weiter.



Pfarrer Ernst Schwarz begann 1873 mit der Betreuung von Burschen im Pfarrhaus in Waiern bei Feldkirchen (Kärnten). Gemeinsam mit seiner Frau Pauline, geb. Neckermann, gründete er 1888 die „Kinderrettungsanstalt“.

Elvine de La Tour 1841–1916

Gründerin der Evangelischen Stiftung de La Tourin Treffen/Kärnten,
heute **Diakonie de La Tour**



Görz an der Grenze zwischen Italien und Slowenien, Russiz in Italien, Treffen in Kärnten – die Orte, an denen Elvine de La Tour Anstalten gegründet hat, zeigen, dass das Gebiet, in dem die Diakonie in Österreich entstanden ist, größer war als das heutige Österreich.

Offene Augen, ein mitfühlendes Herz und eine starke innere Glaubensorientierung wurden zu Fundamenten für ein Lebenswerk, mit dem Elvine de La Tour ihrer in sozialen Fragen noch kalten Zeit weit voraus war.

Als Elvine Ritter von Záhony wurde sie 1841 in Görz, heute Italien, in eine steinreiche Handelsfamilie hineingeboren. Anders als vielen anderen Mitgliedern der höchsten Gesellschaftsschicht verstellte ihr der Reichtum nie den Blick auf die drängende Not, die sie umgab. Auf ihren Ausritten nahm Elvine alles wahr – die hungernden, verwahten Kinder, die Perspektivlosigkeit der von Bildung ausgeschlossenen Mädchen, das Elend der Alten und Behinderten.

Glaube als tätige Nächstenliebe

Die junge Frau wurde religiös geprägt vom evangelischen Görzer Pfarrer Ludwig Schwarz, der später nach Gallneukirchen ging und dort den Verein für Innere Mission gründete, sowie der Grundidee des Pietismus, wonach sich Glaube in tätiger Nächstenliebe beweisen muss. 1873 ergriff sie die Initiative und gründete einen ersten Waisenversorgungsverein für Mädchen in Görz. Nach ihrer Heirat mit dem Grafen de La Tour verlegte sie die soziale Arbeit auf ihr Wohnschloss Russiz bei Cormons und dehnte sie ab 1885 auch auf ihr Gut Treffen bei Villach aus.

Elvine de La Tour finanzierte Heimstätten für notleidende Kinder, Schulen, Wohn- und Pflegestätten für Alte und Menschen mit Behinderungen sowie viele andere Einrichtungen aus dem beträchtlichen Erbe ihres Vaters. Als dieses allein nicht mehr ausreichte, verkaufte sie ihren Schmuck.

Bildung als Schlüssel

Bei all ihren Unternehmungen ging es Elvine de La Tour nicht darum, oberflächlich Hilfe zu leisten, sondern Probleme an der Wurzel zu behandeln. Darum setzte sie auf Bildung, auf nachhaltige und verlässliche Strukturen, bekämpfte den verhängnisvollen Alkoholismus.

Obwohl sie gemäß ihrem Motto „Gott ist für alle da“ weder auf Volkszugehörigkeit noch Religion ihrer Schutzbefohlenen schaute, war sie als überzeugte Protestantin immer wieder heftigen Anfeindungen ausgesetzt. Durch den Ersten Weltkrieg gingen ihre Einrichtungen in Italien verloren. Erst Jahre nach ihrem Tod 1916 gelang es, Elvine de La Tours letzten Wunsch umzusetzen: Ihr Lebenswerk wurde durch eine Stiftung abgesichert, die noch heute im Rahmen der Diakonie de La Tour weiterbesteht.

„Gott wird's wohl machen!“, sagte Elvine de La Tour in schwierigen Momenten und war mit ihrer Menschenliebe selbst eines seiner tatkräftigen Werkzeuge.

Amelie von Langenau 1833–1902

Die Sozialreformerin und Frauenrechtlerin war eine wichtige finanzielle Unterstützerin diakonischer Vereine und Einrichtungen

Amelie von Langenau, geborene Haffner, entstammte einer privilegierten Familie. Sie war die Tochter eines dänischen Ministers und heiratete 1856 einen österreichischen Diplomaten, mit dem sie lange Jahre in Schweden, den Niederlanden und Russland lebte. Nach dessen Tod 1881 zog sie nach Wien und begann, ihr Vermögen für wohltätige Zwecke einzusetzen. Sie entwickelte sich zu einer wichtigen Impulsgeberin und Frauenrechtsaktivistin, die sich energisch, furchtlos und zielbewusst für Ideen und Projekte einsetzte, die sie in ihrer protestantischen Glaubenshaltung für gut und richtig hielt.

Wichtige Finanzierin

Amelie von Langenau war dem Verein für Innere Mission Gallneukirchen eng verbunden und unterstützte ihn finanziell bis an ihr Lebensende. Dabei war die Beziehung nicht frei von Konflikten, denn sie wollte stark mitgestalten und engagierte sich parallel auch beim konkurrierenden Verein für die evangelische Diakonissensache in Wien.

Zum Zerwürfnis kam es 1892, als sich die Baronin unter Protest aus dem Vorstand des Vereins in Gallneukirchen zurückzog. Grund war ein von ihr als kritisch empfundener Artikel im Vereinsblatt über die junge evangelisch-methodistische Kirche.

Unterstützerin der Methodistenkirche

Amelie von Langenau hatte sich der methodistischen Kirche 1880 angeschlossen und finanzierte sie ebenfalls großzügig. Die Überzeugung der Methodisten von einer bewussten inneren Umkehr, von Buße und einer konsequenten Lebensführung, die zu persönlichem Heil führe, sprach sie an.

1901 war Amelie von Langenau Mitbegründerin der Wiener Settlement-Bewegung, die Kinderbetreuung, Ausspeisungen, Ferienkolonien, Elternbildung und Berufsberatung organisierte. Im Folgejahr wurde sie erste Präsidentin des Vereins abstinenten Frauen, der Alkoholgenuß in jeder Form bekämpfte, um soziale Folgeschäden zu verhindern. Als sie – zusammen mit anderen Frauen – bei Landtagsersatzwahlen im 10. Wiener Bezirk für den Sozialdemokraten Victor Adler war, wurde sie in der christlich-sozialen Presse wüst angegriffen.

Als Amelie von Langenau 1902 bei einem Badeunfall ums Leben kam, war ihr Vermögen praktisch aufgebraucht. In einem Nachruf würdigte sie der Methodisten-Prediger Friedrich Rösch als „auserwählte Frau“, die viele Dinge in Bewegung gebracht habe. Kritisch merkte er an, dass sie auf zu viele Menschen gehört und ihre Unterstützung manchmal ohne „Prüfung und Überlegung, aber immer im guten Glauben“ erteilt habe.



Amelie von Langenau, Methodistin und Kämpferin für soziale Reformen und Frauenrechte, unterstützte den Verein für Innere Mission in Gallneukirchen und den Verein für die evangelische Diakonissensache in Wien finanziell.

Elise Lehner 1847–1921

Eine der ersten österreichischen Diakonissen und 30 Jahre lang Oberin des Mutterhauses Bethanien in Gallneukirchen



Elise Lehner wurde nach dreijähriger Ausbildung in Stuttgart 1877 als eine der ersten Gallneukirchner Diakonissen eingeseget.

Als Elise Lehner am 2. April 1847 in Gumpolding in Oberösterreich zur Welt kam, war ihre Entwicklung zur Pionierin der Diakonissenbewegung in Österreich und zur ersten Oberin des Mutterhauses des Vereins für Innere Mission in Gallneukirchen in keiner Weise vorgezeichnet. Sie war das neunte von zehn Kindern einfacher Nebenerwerbslandwirte. Als ihr Vater verstarb, musste sie den Hof verlassen und sich als Magd verdingen. Doch sie hatte Glück, fand einen verständnisvollen, gläubigen Dienstherrn und mit dem evangelischen Pfarrer von Thening einen guten Seelsorger.

Nach Stuttgart zur Ausbildung

Schicksalhaft wurde ihre Begegnung mit dem neuen Gallneukirchner Pfarrer Ludwig Schwarz, zu dessen eindrucksvollen Predigten sie regelmäßig anreiste und der rasch erkannte, wie viel Hausverstand, Geschick und Tatkraft in der jungen Frau steckten. Eines Tages fragte er sie, ob sie nicht Diakonisse werden wolle, und rannte damit offene Türen ein. Elise Lehner hatte schon länger mit diesem Gedanken gespielt.

Es war eine Zeit, die geprägt war durch einen gewaltigen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Wandel, durch eine beginnende Neudefinition der Rolle der Frau und die Entstehung der professionellen Krankenpflege und Sozialarbeit. Mit einem Empfehlungsschreiben, das ihr großes Talent hervorhob, trat sie gemeinsam mit Elisabeth Obermeir 1874 ihre Ausbildung in Stuttgart an. 1877 kehrten sie als die beiden ersten österreichischen Diakonissen nach Gallneukirchen zurück und wurden in der Kirche in Thening eingeseget.

„Dienen will ich“

Was folgte, war ein unglaubliches Aufbauwerk unter schwersten Bedingungen. Den Anfang machten drei Krankenzimmer im Pfarrhaus Gallneukirchen, später wurde der Schüttboden zu einem Krankenasyl umgebaut. Anfangs war Cécile Schwarz, die Frau des Pfarrers, informell für die Schwestern verantwortlich. Doch 1884 wur-

de Elise Lehner zur ersten Oberin ernannt und blieb es mehr als 30 Jahre lang.

Mit großem Organisationstalent, Fleiß, Mut und Zähigkeit stellte sie sich dieser Aufgabe und wurde für Pfarrer Ludwig Schwarz zur unentbehrlichen Stütze. Es gelang ihr, eine Reihe neuer Standorte aufzubauen, wobei sie in der Anfangsphase immer persönlich mitarbeitete. Sie war am Bau des Evangelischen Krankenhauses in Linz beteiligt und konnte 1909 den Wunsch nach einem eigenen, großzügigen Mutterhaus in Gallneukirchen verwirklichen.

Die Zahl der Einrichtungen, in denen Kranke und Menschen mit Behinderungen gepflegt wurden, wuchs unter ihrer Führung ebenso an wie die Zahl der Diakonissen. Als sie ihr Amt 1916 wegen Krankheit übergab, waren aus 15 Schwestern mehr als 100 geworden. 1921 verstarb Elise Lehner, Elisabeth Obermeir folgte ihr wenige Monate später.

Auf einem Fenster der Mutterhauskapelle steht der Diakonissenspruch, dem sich die beiden Pionierinnen ein Leben lang verpflichtet gefühlt haben: „Was will ich? Dienen will ich. Wem will ich dienen? Dem Herrn in seinen Elenden und Armen. Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe; mein Lohn ist, dass ich darf!“



Diakonissen leben ehelos in einer evangelischen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft in Diakonissenmutterhäusern, die im 19. Jh. gegründet wurden.

Viktoria Vilimek 1892–1955

Eine von 90 Gallneukirchner Diakonissen, die während des Ersten Weltkriegs in Lazaretten im Einsatz waren

Das Schwarz-Weiß-Foto zeigt eine junge Frau in der schlichten Tracht der Diakonissen, ihre Haare sind akkurat gekämmt, ihr Blick wirkt entschlossen: Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Viktoria Vilimek bereits für ein Leben in einer verbindlichen evangelischen Schwesterngemeinschaft entschieden. Wie viele junge Frauen der damaligen Zeit, wollte sie ihre Kraft im Zusammenschluss mit Gleichgesinnten in tätige Nächstenliebe einbringen. Ihren Dienst in Spitälern und Pflegeheimen, in Einrichtungen für Kinder und alte Menschen, in Gemeinden und Ausbildungsstätten sahen diese Frauen als Auftrag Jesu Christi. Dafür verpflichteten sie sich zu Ehelosigkeit, Gehorsam und einem einfachen Lebensstil.

Viktoria (Dora) Vilimek wurde am 16. August 1892 in Brandeis im böhmischen Sudetenland geboren. Im Alter von 20 Jahren trat sie in das Mutterhaus Bethanien in Gallneukirchen ein, fünf Jahre später wurde sie zur Diakonisse eingeseget.

Unter schwierigsten Bedingungen

Ihren ersten Dienst trat sie im Krankenhaus von Aussig an der Elbe an, heute Ústí nad Labem. Die Arbeit für Kranke, Alte, Verwundete sollte ihr Leben prägen.

Während des gesamten Ersten Weltkriegs war Dora Vilimek als eine von rund 90 Gallneukirchner Schwestern im Einsatz in Lazaretten für verwundete Soldaten in der Nähe der rasch wechselnden Frontverläufe (hauptsächlich in Galizien) sowie in mobilen Epidemiespitälern im Hinterland.

Diese Diakonissen arbeiteten während des Ersten Weltkriegs oft unter schwierigsten Bedingungen, wurden Zeuginnen schrecklicher Schicksale, setzten sich selbst ständiger Ansteckungsgefahr aus. Ihr Engagement, ihre Hingabe und die hohe Qualität ihrer Ausbildung fanden jedoch Anerkennung. Viele der Schwestern erhielten Auszeichnungen und Ehrungen.

Ein Leben im Dienst der Nächstenliebe

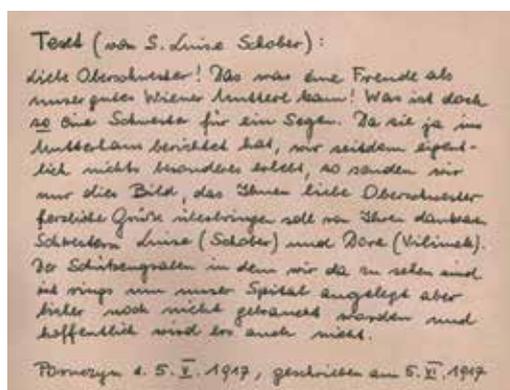
Nach dem Krieg wurde Dora Vilimek als Gemeindegeweser in Aussig eingesetzt, später pflegte sie Privatpersonen in Wien und arbeitete im Krankenhaus in Salzburg. Ihre letzten Lebensjahre widmete sie dem Kirchengeweser in Gallneukirchen, wo sie am 2. Mai 1955 verstarb. Viktoria Vilimek steht für die große Zahl von Frauen, die – getragen von religiösen Motiven – ihren Lebensweg gefunden haben und ihm mutig und konsequent gefolgt sind.



Pflege von Alten, Kranken und Verwundeten prägte das Leben der Diakonisse Viktoria Vilimek.



Brief vom Einsatz an der Front: „Liebe Oberschweser! Das war eine Freude als unser Wiener Mutterl kam! Was ist doch so eine Schwester für ein Segen! Da sie ja im Mutterhaus berichtet hat, wir seitdem eigentlich nichts besonderes erlebt, so senden wir nur dieses Bild, das



Ihnen liebe Oberschweser herzliche Grüße überbringen soll von Ihren dankbaren Schwestern Luise (Schober) und Dora (Vilimek). Der Schützengraben in dem wir da zu sehen sind, ist rings um unser Spital angelegt aber bisher noch nicht gebraucht worden und hoffentlich wird ers auch nicht.“

Im Interview: Oberin Schwester Helga Sikora

Das Loslassen war nicht leicht

Diakonissen-Oberin Helga Sikora steht im 87. Lebensjahr. Um ihre Kräfte zu schonen, haben wir Aussagen von ihr und über sie zu einem Interview montiert. Sie hat den Text gelesen und ihm zugestimmt.



Was hat Sie in der Jugend religiös besonders geprägt?

Ich wurde am 6. Oktober 1937 in Wels geboren. Mein Vater war Tischlermeister, meine Mutter Hausfrau, ich habe auch zwei Brüder. Meine Eltern liebten Kleintiere, für die wir Kinder zu sorgen hatten. In unserer Zimmer-Küche-Kabine-Wohnung waren das ein Kanarienvogel, ein Meererschweinchen, ein Frosch und mehrere Goldfische, im Garten hinter den Gemüsebeeten stand zudem ein Hasenstall. Wir wurden evangelisch erzogen. Christliche Inhalte haben mich schon immer sehr interessiert. Gehört habe ich davon in der evangelischen Jung­schar. Besonders sprach mich der Konfirmationsunterricht an. Die Konfirmation in der Welser Christuskirche durch Herrn Pfarrer Wesenik war ein wichtiges Ereignis für mich.

Wann haben Sie Ihre Berufung zur Diakonisse verspürt?

Eigentlich war vorgesehen, dass ich nach Abschluss der Pflichtschule in einer Fabrik arbeiten sollte. Aber Diakonisse Mitzi Hubmer, die als ehemalige Schülerin der evangelischen Schule in Jebeinstein meine Familie gut kannte, empfahl mir, das Mutterhaus Bethani-

en in Gallneukirchen anzuschauen. So begann ich dort als Haustochter, um Lebensart und Haushaltsführung kennenzulernen. Anfangs hatte ich nicht vor, Diakonisse zu werden. Es war für mich eher eine Überbrückung. Doch es gefiel mir in Gallneukirchen. Es gab eine eigene Schwester, die für die Haustochter zuständig war. Sie ist mit uns spazieren gegangen, hat mit uns gesungen und die Bibelstunden gehalten. Sie hat uns Geschichten vorgelesen, wir führten Weihnachtsspiele auf und sangen im Kirchenchor. Damals durften Haustöchter während des Jahres nicht nach Hause fahren und erst nach drei Monaten besucht werden. Für uns war das aber keine Strafe. Dadurch ist die Gemeinschaft sehr gewachsen. Nach einem halben Jahr wusste ich: Das ist mein Weg.

Was mich sehr geprägt hat, war die Ausstrahlung der damaligen Diakonissen. Das Leben im Mutterhaus hat mich fasziniert. Ich bin dann am 2. August 1952 vom Mutterhaus in das Haus Waldheimat gekommen, wo ich die Haushaltungsschule besuchte. Damals wurde auch die so genannte „Blaue Schule“ eröffnet, für Mädchen, die Diakonissen werden wollten, aber noch zu jung waren. Die damalige Oberin lud mich dazu ein. Ich war sofort Feuer und Flamme, dachte aber, dass mein Vater nicht einverstanden sein würde. Doch meine Eltern gaben ihre Einwilligung. Als mit 18 Jahren für mich der Entschluss feststand, Diakonisse zu werden, verweigerte mein Vater aber die Erlaubnis. Das war mir völlig unverständlich.

Wie verlief Ihr weiterer Weg?

Von 1955-1958 besuchte ich erfolgreich die Krankenpflegeschule am Landeskrankenhaus Graz. Danach war ich 21 Jahre alt und volljährig. Ich konnte

selbst entscheiden und bewarb mich als Probeschwester. Als meine Mutter an Krebs erkrankte, dachte ich, jetzt sei es mit meinem Diakonissen-Wunsch vorbei. Doch ausgerechnet in dieser schweren Zeit änderte mein Vater seine Meinung und stimmte zu, dass ich nach der Beerdigung und all den Arbeiten danach in das Mutterhaus zurückkehren darf. Ein Jahr nach dem Tod meiner Mutter wurde ich im Juni 1963 in Gallneukirchen als Diakonisse eingese­gnet – als eine der fünf letzten Schwestern in Österreich, die sich für diesen Weg entschieden.

Was waren Ihre ersten Aufgaben als Diakonisse?

Ich war zunächst abwechselnd im Kinderheim Weikersdorf, im Haus Martinstift, im Haus Zoar, in der Schwesternabteilung des Mutterhauses und im Haus Abendfrieden im Einsatz. 1970 wurde ich mit der Leitung des Säuglingsheims Mühle in Gallneukirchen betraut. Davor musste ich eine zweijährige Ausbildung zur Säuglingschwester in Stuttgart und ein Praxisjahr in der Säuglingsstation des Diakonissen-Krankenhauses in Linz absolvieren. Zu meinen Aufgaben als Hausmutter der „Mühle“ gehörte auch die Führung der dort mitarbeitenden Jugendlichen. Im Lauf der nächsten Jahre wandelte sich das Haus vom Säuglingsheim zu einem Wohnhaus für Kinder und Jugendliche mit Behinderung. 1985 bis 1986 durfte ich in Linz den Universitätslehrgang für Sozialmanagement besuchen, eine Ausbildung für Führungskräfte mit Kommunikationstraining, Personal- und Organisationsmanagement und Dienstleistungsmarketing. Ich unterrichtete auch ein Jahr lang an der zum Diakoniewerk gehörenden Fachschule für Sozialberufe/Behindertenarbeit.

Wie kam es zu Ihrer Wahl zur Oberin des Mutterhauses in Gallneukirchen?

Die scheidende Oberin Marianne Steinacher hat mich 1988 als Nachfolgerin vorgeschlagen. Sie meinte, sie sei „von Herzen froh, dass wir überhaupt noch in der Lage sind, jemanden aus unseren eigenen Reihen zu haben“. Der Schwesternrat des Mutterhauses folgte ihrer Empfehlung. Ich wurde – bei einer Enthaltung – einstimmig gewählt und vom Vorstand des Diakoniewerkes bestätigt. So wusste ich, dass es auch Gottes Wille war, dass ich das Amt antrete. Ich habe die Leitung der Mühle zurückgelegt und am 1. November 1988 die neue Aufgabe übernommen. Als Oberin war ich von diesem Tag an auch 20 Jahre lang Vorstandsmitglied im Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen. Am 4. Dezember 1988 wurde ich feierlich in das Amt der Diakonissen-Oberin eingesegnet.

Was war Ihre größte Herausforderung?

Dass immer weniger Schwestern für die Arbeit im Diakoniewerk zur Verfügung standen und keine neuen mehr nachkamen. 1988 gab es noch 67 Diakonissen und sieben diakonische Schwestern im Mutterhaus, davon 21 im aktiven Einsatz, heute sind es nur noch zwei. Trotzdem war es immer meine Aufgabe, die Schwesternschaft geistlich zu fördern und für jede einzelne Diakonisse zu sorgen – in gesunden und kranken Tagen, im Alter und auf dem allerletzten Stück ihres Lebensweges. Stellen Sie sich vor, wie viele von ihnen ich auf dem Friedhof in Gallneukirchen zu Grabe getragen habe.

Ein besonders schmerzhafter Schritt war die Aufgabe des traditionsreichen Mutterhauses Bethanien nach mehr als

100 Jahren. Am 21. Juni 2010 übersiedelte ich mit den letzten, zumeist hochbetagten und pflegebedürftigen Diakonissen in das adaptierte Feierabendhaus Abendfrieden. Der ungewohnte Komfort dort konnte nicht aufwiegen, dass diese Verkleinerung sinnbildlich für das langsame Auslaufen einer Lebensform – nämlich unserer – stand. Bewegend war vor allem der Moment, als nach der letzten Andacht im Mutterhaus Kreuz, Kerze und Blumenschale aus dem Betsaal in den neuen Andachtsraum im Haus Abendfrieden getragen wurden. So hatten es die Schwestern auch gemacht, als sie 1909 vom alten in das neue Mutterhaus zogen.

Obwohl immer mehr Diakonissen aus dem aktiven Dienst ausschieden, wurden die Aufgaben des Diakoniewerkes fortgeführt und sogar mehr. Wie war das möglich?

Es wäre undiakonisch und nicht Gottes Wille gewesen, wegen fehlender Diakonissen wichtige Arbeitsbereiche zu verkleinern oder gar aufzugeben. Das Loslassen war nicht einfach. Aber wir sind heute dankbar, dass wir unsere Arbeit in die Hände so vieler motivierter weltlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter legen konnten. Als Vorstandsmitglied des Diakoniewerkes durfte ich all diese neuen Zielsetzungen und Aufgabenstellungen mitgestalten und mitentscheiden. Dafür bin ich dankbar.

Was waren aus Ihrer Sicht Meilensteine in Ihrer Zeit als Oberin und Verantwortungsträgerin des Diakoniewerkes?

Da möchte ich einige nennen: 1988 die Eröffnung des neuerrichteten Operations- und Bettentraktes im Diakonissen-Krankenhaus Linz; 1991 die Einrichtung der neuen Dialysestation im Diakonissen-Krankenhaus Schladming; ab 1993 die Inbetriebnahme von drei Fachschulen für Altdienste und Pflegehilfe in Gallneukirchen, Salzburg und Graz; 1998 die Eröffnung

und Segnung der Werkstätte Mauerkirchen in Oberösterreich und der Neubau des Hauses Elisabeth in Gallneukirchen; 2007 die feierliche Eröffnung und Segnung des neuen Diakonissen-Krankenhauses in Schladming. Nachdem Rektor Gerhard Gäbler sein langjähriges segensreiches Wirken beendet hatte, war ich daran beteiligt, eine Nachfolge für ihn zu finden.

Sie haben sich trotz all Ihrer Aufgaben immer religiös weitergebildet und -entwickelt.

Ja, denn am Ende geht es doch genau darum. Ich bin Lektorin der Evangelischen Kirche A. B., habe einen theologischen Grundkurs besucht, um ehrenamtlich in der Krankenhaus- und Altenheimseelsorge mitarbeiten zu können, und einen Sakramentskurs. Auch meine Rolle als Bezirksmutter der Frauen-Gebets-Bewegung für Westösterreich habe ich mit Freude ausgefüllt.

Schwester Sikora, Sie sind die längst dienende und vielleicht letzte in einer Reihe von insgesamt sieben Oberinnen seit der Gründung der Schwesternschaft vor fast 150 Jahren.

Wie sehen Sie das?

Zu meinem 50-jährigen Schwesternjubiläum hat die damalige Rektorin Christa Schrauf versucht, für mich ein Lebensmotto zu formulieren: „Ein großartiges Erbe vertrauensvoll in die Zukunft tragen.“ Ja, das ist wahrlich ein schöner Satz, den wir auch weiterhin praktizieren wollen. Aber wie? Ich denke, dass wir das aus eigener Kraft nicht können. Da müssen wir auch danach trachten, dass unser Glaube an Gott in Jesus Christus erhalten bleibt – durch Gebet und Stille Zeiten wie bisher. Das Bemühen um Spiritualität von Vorstand Dr. Rainer Wettreck geht auch in diese Richtung. Gott ist es, der uns die Liebe und das Verständnis für den Nächsten schenkt. Wie es in dem alten Lied heißt: „Drum aufwärts froh den Blick gewandt und vorwärts fest den Schritt. Wir gehen an unsres Meisters Hand, und unser Herr geht mit.“



Ernst Gottfried Meyer 1903–1940

NS-Gefolgsmann und Generalsekretär des Zentralvereins für Innere Mission in Österreich, Vorgängerverein der **Diakonie Österreich**



Ernst Gottfried Meyer folgte 1936 Hans Jaquemar als Generalsekretär des Zentralvereins für Innere Mission in Österreich nach. Der überzeugte Nationalsozialist baute die Innere Mission nach dem Führerprinzip um.

Der Nationalsozialismus zielte darauf ab, alle Lebensbereiche der Menschen mit seiner Ideologie zu durchdringen – auch die Religion. Er vertrat eine zutiefst antichristliche Weltanschauung und wollte den Einfluss der Kirchen zurückdrängen. Dennoch stieß er in deren Reihen auf viel Zuspruch oder zumindest auf wenig Widerspruch. Einer der evangelischen Pfarrer, die blind waren für die Unvereinbarkeit von Glauben und offener Menschenverachtung, war Ernst Gottfried Meyer.

Nationalsozialist der ersten Stunde

Der 1903 in der Schweiz geborene Meyer studierte evangelische Theologie und ging als geistliche Hilfskraft nach Österreich. Im April 1932 trat er seine erste Stelle als Pfarrer in Bad Aussee an, wo er durch viele Rechtsstreitigkeiten auffiel, und wechselte drei Jahre später als zweiter Pfarrer nach Mödling. Als er 1936 zum Generalsekretär des Zentralvereins für Innere Mission in Österreich und Direktor der Wiener evangelischen Stadtmission gewählt wurde, zeigten sich seine Kritiker entsetzt, denn Meyer galt als überzeugter Nazi.

1934 war er unter dem Verdacht der Mitwirkung am Juliputsch sogar einige Monate lang inhaftiert worden. Innerkirchlich gehörte Meyer zum radikalen Flügel der rassistischen und antisemitischen „Deutschen Christen“. Anfangs agierte er verdeckt, ab 1938 ganz offen. Seine Initiative, eine Arbeitsgemeinschaft nationalsozialistischer Pfarrer ins Leben zu rufen, wurde weder von der Partei, noch von der Kirchenleitung unterstützt.

Am 7. März 1938, also fünf Tage vor dem Anschluss Österreichs, sprach Meyer in Berlin bei Erich Hilgenfeld vor, dem Leiter der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV). Dabei dürften sie sich bereits über die Zukunft der Inneren Mission in Österreich abgesprochen haben. Mit der Rückendeckung Hilgenbergs, des Wiener Gauleiters Josef Bürckel und anderer wichtiger Stellen der NSDAP wurde Meyer zur entscheidenden Figur der Gleichschaltung.

Eingliederung in die NSV

Die Innere Mission wurde der NSV eingegliedert und nach dem Führerprinzip neu organisiert. Die bisherigen Vereine wurden aufgelöst und in vier Gauverbände gegliedert, die zusammen den neuen Evangelischen Zentralverein für Innere Mission in der Ostmark bildeten. Meyer stand dem Zentralverein und dem Gauverein Wien-Niederdonau vor. Die Gleichschaltung der Diakonie bedeutete, dass die Schulen, alle Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit sowie die Krankenhäuser an die NSV abgegeben wurden. Die einzelnen Werke der Inneren Mission verloren ihre finanzielle und juristische Selbstständigkeit und ihr Vermögen.

1939 übernahm SS-Oberführer Franz Langoth die Leitung der NSV in der Ostmark. Meyer musste rasch erkennen, dass seine früheren Absprachen nicht mehr galten und dass er die gesamte Diakonie der Willkür der Volkswohlfahrt und der NSDAP ausgeliefert hatte. Am 1. Jänner 1940 verstarb Ernst Gottfried Meyer an Diabetes.

Theodora Brik 1871–1941

Bewohnerin des Martinstifts des heutigen **Diakoniewerks** und Opfer des Euthanasie-Programms Aktion T4 der Nationalsozialisten

Im Diakoniewerk Gallneukirchen erinnert ein Gedenkstein noch heute an Theodora Brik, eine sozial hochengagierte, mit Ehrenmedaille und Diplom ausgezeichnete Frau, die 1941 von den Nazis ermordet wurde. Wie konnte es dazu kommen?

Theodora Brik wurde 1871 in Znaim geboren und lebte mit ihren Eltern jahrelang in Wien. Ihr Vater war einer der berühmtesten Brückenbau-techniker der Donau-Monarchie und angesehenen Hochschullehrer. Nach seiner Pensionierung übersiedelte die Familie 1913 nach Eferding, wo sich der tiefreligiöse Ingenieur im Herrenhilfsverein engagierte. Auch seine Tochter Dora folgte der Stimme ihres Gewissens, wurde während des Ersten Weltkriegs Aufsichtsdame und Leiterin der Militärpflegestätte des Roten Kreuzes im Neumüllerhaus in Eferding, heute Keplerstraße 3, das sich im Eigentum der evangelischen Kirchengemeinde befand.

Schwer traumatisiert

Nach Schließung der Pflegestätte 1917 wurden die dort tätigen Pflegerinnen mit Ehrendiplomen und Medaillen ausgezeichnet. Die unverheiratete Theodora Brik wollte ihren Einsatz für Verwundete aber nicht beenden. Sie folgte dem Soldaten Michael Malik, den sie gepflegt hatte

und mit dem sie in Briefkontakt geblieben war, nach Kolomea in der heutigen Ukraine. Es ist nicht bekannt, ob Dora Brik im dortigen Kriegsgebiet in einem Lazarett arbeitete oder was sie erlebt hat. Als sie aber wenige Monate später heimkehrte, war sie schwer traumatisiert und psychisch völlig zerrüttet. Sie wurde in die Landesirrenanstalt in Linz eingewiesen, später entmündigt und mehr als 20 Jahre lang im Martinstift des Vereins für Innere Mission Gallneukirchen in der geschlossenen Abteilung für „Frauen an Irrsinn leichteren Grades leidend“ betreut.

In der Gaskammer ermordet

Am Montag, den 13. Jänner 1941, fuhren schwarze Autos und graue Busse mit Polizisten, einem Arzt und angeblichen Pflegerinnen vor dem Martinstift vor. Sie nahmen Theodora Brik und 19 weitere Bewohner:innen mit. Insgesamt 64 Personen aus dem Diakoniewerk Gallneukirchen wurden nach Schloss Hartheim gebracht und dort im Rahmen der geheimen Aktion T4 in der Gaskammer als „unwertes Leben“ ermordet. In der Karteikarte des Martinstifts zu Dora Brik findet sich der knappe Eintrag: „Abgang: 13.1.1941, wohin unbekannt“. Heute weiß man: Am Ende eines aufopferungsvollen und tragischen Lebens wurde die gläubige Dora Brik zum Opfer gottloser Barbarei.



Theodora Brik wurde am 13. Jänner 1941 aus der Abteilung für „Frauen am Irrsinn leichteren Grades leidend“ des Martinstifts, wo sie 20 Jahre lang betreut worden war, abgeholt, nach Hartheim gebracht und in der Gaskammer ermordet.

Irma Gindelhumer 1867–1962

Gallneukirchner Diakonisse, die drei Mädchen mit Behinderung vor den Nazi-Schergen versteckte



Als Irma Gindelhumer 1941 drei Mädchen, die abgeholt werden sollten, vor den Nationalsozialisten versteckte, war sie 74 Jahre alt und hatte bereits 51 Jahre Dienst als Diakonisse hinter sich.

In Momenten, die größte Zivilcourage verlangen, bleibt oft keine Zeit, um nachzudenken und abzuwägen. Der spontane Mut muss aus einer gefestigten Persönlichkeit erwachsen. Für die Diakonisse Irma Gindelhumer war es ihr tiefer Glaube, der ihr die Kraft verlieh, der SS die Stirn zu bieten. Als im Jänner 1941 die berüchtigten grauen Busse vor dem Martinstift, dem Elise-Lehner-Haus und anderen Einrichtungen des Vereins für Innere Mission in Gallneukirchen vorfuhren, um „unwertes Leben“ abzuholen, reagierte Schwester Gindelhumer blitzschnell. Als Leiterin des Fliednerhofs in der Nähe des Martinstifts gelang es ihr, drei ihrer Schützlinge vor den SS-Schergen zu verstecken.

Schicksalstag 13. Jänner 1941

Während 64 Menschen mit Behinderung im Alter zwischen 2,5 und 77 Jahren verschleppt und in Hartheim ermordet wurden, überlebten diese Mädchen den Krieg und die Zeit des Nazi-Terrors. Zwei von ihnen hat Gindelhumer bis wenige Tage vor ihrem Tod 1962 weiter gepflegt. Der genaue Ablauf des schicksalhaften Jänner-Tages ist nicht bekannt: Die mutige Diakonisse hat sich ihrer Tat nie gerühmt, ihre Pflegekinder konnten keine genaue Auskunft geben.

„Mit den Ärmsten“

Irma Gindelhumer wurde 1867 in der Gemeinde Thening in Oberösterreich geboren. Ihre Eltern

gaben ihr einen selbstverständlichen Glauben mit. 1890 trat Maria, wie sie mit Taufnamen hieß, in das Mutterhaus Gallneukirchen ein, 1895 wurde sie eingesegnet. Sie absolvierte in Stuttgart die Ausbildung zur Krankenschwester und arbeitete anschließend in der Privatpflege und Kinderbetreuung.

Ab 1900 betreute sie Menschen mit Behinderungen im Martinstift und im Elise-Lehner-Haus. Mit 70 Jahren hätte sie sich eigentlich zur Ruhe setzen können, doch sie übernahm 1937 die Leitung des neu erworbenen Fliednerhofs. Dorthin zog sie „mit den Ärmsten aus unserem Elise-Lehner-Haus“, wie das Evangelische Vereinsblatt damals berichtete.

Oft wurde Gindelhumer bedrängt, sich zur Ruhe zu setzen, doch sie wollte die Verantwortung für ihre Pflegekinder nie abgeben – bis zu ihrem Tod im 96. Lebensjahr.

„Sie selbst ist durch den dauernden Umgang mit solchen Leutchen recht wunderlich geworden“, schrieb eine Mitschwester über Irma Gindelhumer. „Aber das, was vor der Welt nichts ist, das ist vor Gott groß.“ „Der Herr, unser Gott, hat euch lieb, Ihr fröhlichen Geber!“ Mit diesen Worten bedankte sich Schwester Irma einmal für Sachspenden aus Schweden. In diesem Satz schwingt ihr unbekümmertes Gottvertrauen mit. Es war ihr Fundament, als lebensverachtende Gewalt und Willkür Zivilcourage verlangten.

Johann Schager 1918–1967

Erster Direktor des Evangelischen Hilfswerks, das in der Nachkriegszeit die Verteilung von Hilfsgütern organisierte und heute in der **Diakonie Eine Welt** weiterlebt

In der Stunde der Not zeigt sich die wahre Haltung der Menschen: Als die evangelischen Pfarrhäuser in Wien und Niederösterreich nach 1945 um Hilfe riefen, boten Gemeinden aus Oberösterreich und dem Burgenland Unterstützung an. Die Organisation dieser Hilfslieferungen mündete in die Gründung des Evangelischen Hilfswerks. Am 1. April 1946 nahm es seine Arbeit auf, erster Direktor wurde Johann Schager.

Nach Arbeits- und Kriegsdienst war der gelernte Buchhändler ab 1945 im Evangelischen Landjugendpfarramt Österreich tätig. Gemeinsam mit dem Wiener Superintendenten Georg Traar rief er das Evangelische Hilfswerk ins Leben und übernahm dessen Leitung. Zu seinen wichtigsten Aufgaben gehörte die Entgegennahme und zielgerichtete Weitergabe von Spenden.

Versorgung in der Nachkriegszeit

An Arbeit fehlte es den freiwilligen Helfer:innen in diesen bedrängten Zeiten nicht. Unermüdlich verteilten sie Lebensmittel- und Sachspenden an die österreichische Bevölkerung und die zahllosen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen. Kurz vor Beginn des Ungarn-Aufstands 1956 brachte Schager noch persönlich Hilfsgüter in das Nachbarland.

Hauptverteilstelle ab 1946 war das ehemalige Waisenhaus in der Hamburgerstraße 3, wo im selben Jahr auch der noch heute bestehende evangelische Kindergarten gegründet wurde.



Ehrenamtliche Helfer und Helferinnen des Evangelischen Hilfswerks verteilen Lebensmittelpakete.

Bald gab es neben der Kleiderverteilstelle sechs Küchen mit Mittagessenausgabe. Lebensmittelpakete wurden an evangelische Heime und Pfarren in ganz Österreich verschickt.

Zwischenkirchliche Hilfe

Die Güter kamen vor allem von hilfsbereiten Kirchen aus Europa und den USA, zu denen Schager sein Leben lang enge Kontakte pflegte. 1963 fuhr er mit seiner Familie zu einer Tagung des Lutherischen Weltbundes nach Finnland. Wie es seiner Bescheidenheit entsprach, übernachteten sie im Zelt auf Campingplätzen.

„Wir durften in diesen Jahren in vielfältiger Weise spüren, wie die Liebe Christi Menschen bereit zu Hilfe und Opfer macht“, fasste Johann Schager seine Erfahrungen einmal zusammen. „Dass diese erfahrene Liebe nun auch weiter in unseren Gemeinden wirksam wird und auch ihrerseits Menschen bereit macht, dem Bruder in der Not zu helfen, das wäre wohl der schönste Lohn und Dank, den wir unseren Freunden und Helfern bieten können.“

Schager war auch viele Jahre ehrenamtlich im Vorstand des bereits 1861 gegründeten Evangelischen Waisenversorgungsvereins tätig. 1966 legt er sein Amt als Direktor des Evangelischen Hilfswerks nieder. Bis zu seinem Tod im folgenden Jahr war er noch für den Suchdienst des Roten Kreuzes aktiv. Ein Leben im vielfältigen Dienst an den Mitmenschen.



Mit Kleider- und Lebensmittelspenden beladene LKWs brachten die Hilfsgüter in die Bundesländer.



Johann Schager organisierte ab 1946 die Verteilung von Lebensmitteln, Kleidung und Sachspenden an die vom Krieg gezeichnete österreichische Bevölkerung und an Flüchtlinge und Heimatvertriebene.

Ilse Cicvarek 1910–1981

Erste Direktorin der Evangelischen Schule am Karlsplatz, die heute zur **Diakonie Eine Welt** gehört, nach dem Zweiten Weltkrieg



Ilse Cicvarek baute die 1862 eröffnete Evangelische Schule am Karlsplatz wieder auf, nachdem sie 1938 von den Nationalsozialisten aufgelöst und 1945 zerstört worden war.

Ilse Cicvarek war erst 36 Jahre alt, als sie im September 1946 von Superintendent Georg Traar mit einer großen Aufgabe betraut wurde: Sie sollte mithelfen, die Evangelische Schule am Wiener Karlsplatz nach den Verheerungen des Zweiten Weltkriegs wieder aufzubauen. Cicvarek zögerte nur kurz, dann übernahm sie die Leitung des Ausweichquartiers in der Hamburgerstraße mit anfangs zwei Volksschulklassen. Von Anfang an verfolgten Traar und Cicvarek aber das große Ziel, das in den letzten Kriegstagen durch Brandlegung zerstörte Gebäude am Karlsplatz wieder auferstehen zu lassen.

Die von Theophil Hansen geplante und 1862 eröffnete Schule war weit mehr als ein schönes Bauwerk im historisierenden Stil. Sie stand für ein neues Selbstbewusstsein der evangelischen Kirche in Österreich. Das Protestantengesetz von 1861 sicherte ihr erstmals eine rechtliche Gleichstellung mit der römisch-katholischen Kirche. Den Baugrund hatte Kaiser Franz Joseph als Geste gestiftet. Die Schule genoss bald einen hervorragenden Ruf.

Auflösung der evangelischen Schulen

1938 verfügte das NS-Regime die Auflösung aller konfessionellen Schulen. Das bedeutete auch das Ende für fast 100 evangelische Schulen in Österreich. 1943 wurde die nicht genehme Fachlehrerin Ilse Cicvarek als Zeichnerin zu einem Baueinsatzstab zwangsversetzt. Doch sofort nach Kriegsende forderte sie ihre Wiedereinstellung als Lehrerin in ihrer ehemaligen

Schule, deren Leitung sie bald übernahm.

Wiederaufbau nach 1945

Im Ausweichquartier in der Hamburgerstraße mangelte es an allen Ecken und Enden: Die Kinder saßen auf alten Schulmöbeln von einem Dachboden. UNICEF versorgte sie mit Suppen, das Evangelische Hilfswerk mit Trockenmilch in Dosen. Im Winter 1947 musste mit geteertem Einschlagpapier geheizt werden.

Der Wiederaufbau des Traditionsgebäudes auf dem Karlsplatz konnte erst 1951 in Angriff genommen werden. Da es unter Denkmalschutz stand, war die Finanzierung nur durch zahlreiche Unterstützungsmaßnahmen möglich. Aus den USA arbeiteten Freiwillige aus den Reihen der Brethren-Church und der Mennoniten jahrelang mit. Die Kriegsdienstverweigerer leisteten so ihren Ersatzdienst ab. 1961 konnten alle über Wien verstreuten Klassen endlich in das Gebäude am Karlsplatz einziehen.

Ilse Cicvarek leitete die Volks- und Hauptschule für Mädchen noch bis 1976. Als sie nach 30 Jahren als Direktorin in Pension ging, übernahm sie eine neue Aufgabe und baute den Kindergarten ihrer Heimatgemeinde auf.

Bildung spielt im Protestantismus eine herausragende Rolle. Alle Gläubigen sollen die Bibel verstehen können. Kirche ohne Bildung ist aus dieser Sicht nicht möglich. Ilse Cicvarek sagte über ihre Arbeit: „In der Rückschau erscheint die Menschenkraft so gering. Gott ist zu danken, der den Mut und den Segen zu diesem Werk und zu diesem Leben gab.“

Otilie Schrempf 1922–2018

Die Diakonisse wirkte in den Diakonissen-Krankenhäusern Linz und Schladming sowie im Alten- und Pflegeheim des **Diakoniewerks** in Graz

Wie viele Handgriffe hat Schwester Otilie Schrempf im Laufe ihres 96-jährigen Lebens wohl für andere getan? Sie selbst hat sie bestimmt nicht gezählt, sie waren ihr einfach selbstverständlich. Otilie Schrempf entstammte einer Bauernfamilie in der Ramsau. Schon sehr früh musste sie ihren Geschwistern die Mutter ersetzen und damit große Verantwortung übernehmen. Sie hat sich darüber nie beklagt.

Mit 30 zur Diakonisse

Erst als ihre familiäre Aufgabe erfüllt war, trat sie im Alter von 30 Jahren ins Mutterhaus Bethanien in Gallneukirchen ein. 1957 wurde sie dort zur Diakonisse eingesegnet. Den Weg, den sie einschlug, hätte sie sich in ihrer steirischen Kindheit und Jugend wohl kaum vorstellen können. Drei Jahre lang besuchte sie die Krankenpflegeschule in Stuttgart. Später absolvierte sie auch den Stationsschwesternlehrgang an der Schwesternhochschule in Berlin. Die wichtigsten Einsatzorte von Schwester Otilie waren die Diakonissen-Krankenhäuser in Linz und Schladming sowie mehrere Jahre lang das Altersheim in Graz. Als sie 1981 in den Ruhestand trat, übernahm sie noch die Verantwortung im Haus Abendfrieden in Gallneukirchen, wo sie 2018 verstarb.

Offenes Ohr für neue Ideen

Diakon Paul Eibl, der 1969 als erster Mann seinen Dienst als Pfleger im Schladminger Krankenhaus antrat, erinnerte sich später an seine erste Oberschwester Otilie Schrempf als eine „sehr lebenswürdige“, um Wohlergehen aller Patient:innen und Mitarbeiter:innen bemühte Leiterin: „Ich kam frisch aus dem Nürnberger Klinikum, das wohl eines der modernsten Krankenhäuser war, nach Schladming. Ich war jung und hatte natürlich den Kopf voller Ideen und Vorschläge für Modernisierungen und Veränderungen. Ich rechne es Schwester Otilie hoch an, dass sie immer ein offenes Ohr hatte und so manche Vorschläge von mir zuließ.“ Der rote Faden ihres Lebens war der Dienst an Menschen – zuerst innerhalb der Familie, dann an Kranken, Alten und auch an ihren Mitschwestern. „Ihre humorvolle und fröhliche Art hat allen Mitschwestern wohlgetan. Immer wieder überraschte sie uns mit Liedern und Gedichten aus ihrer Jugendzeit“, heißt es in ihrer Todesanzeige. Wer Otilie Schrempf begegnete, war von ihrer mütterlichen Ausstrahlung berührt. Die Bauerntochter aus Ramsau ist mehrmals übersiedelt und hat die Aufträge ihrer Gemeinschaft überall warmherzig, lernwillig und gewissenhaft erfüllt. Diakonissen entscheiden sich aus ihrem Glauben heraus für ein Leben in Bescheidenheit und im Dienst an anderen. Sie zählen ihre Handgriffe nicht.



„Ihre humorvolle und fröhliche Art hat allen Mitschwestern wohlgetan“, heißt es von der Diakonisse Otilie Schrempf. Zwischen 1957 – 1981 leistete sie im Krankenhaus und Pflegeheim Dienst.

Alexandra C. *1934

Seit 70 Jahren Klientin der **Diakonie de La Tour**, in deren Geschichte sich die Entwicklung diakonischer Hilfe spiegelt



Vom Mehrbettsaal in ein Einzelzimmer in einer Wohngruppe – Alexandra C. ist Zeitzeugin, wie sich die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen verändert hat.

Seit 70 Jahren lebt Alexandra C. in der Obhut der Diakonie de La Tour in Treffen am Ossiacher See. 1954 zog sie auf Vermittlung eines Wiener Arztes in das erste Heim am Tarmannweg ein. Heute ist sie fast 90 Jahre alt, eine teilnehmende, selbstbewusste Frau mit wachen Augen und perfekten Umgangsformen. Ihre Geschichte spiegelt die Entwicklung der Institution wider.

Heime in den 1950er-Jahren

Die von Diakonissen geführten Altenheime in Treffen standen von Beginn an allen Menschen offen, die Unterstützung benötigten – unabhängig von Alter und Herkunft. Besonders die Einrichtungen am Tarmannweg waren ein solcher Ort der umfassenden Versorgung. Neben dem Altenheim gab es ein Säuglingsheim, einen Hort und auch Platz für Flüchtlinge. In den 1950er-Jahren mussten sich bis zu zwölf Personen einen Raum im Heim teilen. Die Diakonissen wohnten in kleinen Kammern, die teilweise in hölzernen Nebengebäuden untergebracht waren. Werkstätten, Holzschuppen und Waschküchen waren fixer Bestandteil jeder Einrichtung, die Küchen oftmals ihr Herz. Der Tarmannweg war auch das spirituelle Zentrum der damaligen Stiftung, dort befand sich der von Gräfin Elvine de La Tour eingerichtete Betsaal in einer ehemaligen Scheune.

Auf dem Weg zur Inklusion

Alexandra C. war Zeitzeugin, wie sich die Arbeit für Menschen mit Behinderungen wandelte: Anfangs arbeitete sie – wie viele Bewohner:in-

nen – mit, wo sie konnte. Erst Anfang der 1970er-Jahre gab es spezialisiertere Einrichtungen mit ausgebildetem pädagogischen Personal. Mehrbettsäle wurden durch kleine Wohngruppen für sechs Personen mit Einzelzimmern ersetzt.

Aus der einfachen Mitarbeit entstanden erste Beschäftigungsangebote für Menschen mit Behinderungen. Am Tarmannweg wurde oft auf beengtem Raum gebastelt und gewerkt, die Erzeugnisse wurden auf kleinen Basaren verkauft. Daraus entwickelten sich Werkstätten, in denen fähigkeitsorientiert gearbeitet wird. Am Tarmannweg gibt es heute mit der Tagesstruktur Monastero auch eine spezialisierte Einrichtung für Menschen im Autismusspektrum. Der alte Gemüsegarten zur Eigenversorgung hat sich in eine Bio-Gärtnerei verwandelt, in der Jugendliche ausgebildet werden.

Alexandra C. wohnt mittlerweile im Haus Elim am Tarmannweg. Es ist eine spezialisierte Einrichtung, wo Menschen mit Behinderungen im Alter pflegerisch und pädagogisch begleitet werden. Das Haus Elim war die erste Einrichtung dieser Art in Kärnten. Der Blumengarten des Hauses ist laut langgedienten Mitarbeiter:innen noch genauso schön wie jener der Diakonissen.

Alexandra C. hat viele von ihnen erlebt – die Schwestern Berta, Henriette, Maria, Wilma, Blandine und von 1960 bis 1995 die unvergessliche Schwester Ingrid. Sie alle haben sich liebevoll um Alexandra C. gekümmert und ihr einen sicheren Rahmen geboten, in dem sich ihr Leben entfalten konnte.

Diakonie – Standortbestimmung und Herausforderungen

Vorbemerkung

„Diakonie“ heißt „Dienst am Nächsten“ und ist ein Wesensmerkmal von evangelischer Kirche. Gelebt wird Diakonie sowohl in evangelischen Pfarrgemeinden als auch in der Diakonie als dem Verband der Hilfs- und Sozialorganisationen der evangelischen Kirchen. Die so genannte Einrichtungsdiakonie bzw. organisierten Diakonie erbringt soziale Dienstleistungen in allen Bereichen – von der Kinder- und Jugendhilfe über Flucht und Integration, Behinderung und Inklusion, Bildung und Armutsbekämpfung bis hin zu Gesundheit, Pflege und Betreuung. Dabei arbeitet sie vielfältig verbunden mit der Kirche und in organisationaler Gestaltungsfreiheit. In diakonischen Werken und Einrichtungen engagieren sich haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter:innen aller Glaubensrichtungen und mit ihren vielfältigen Spiritualitäten (Konfessionslose mit eingeschlossen). Diakonische Arbeit von Pfarrgemeinden und Einrichtungen wird erlebbar und ergänzt sich in der sozialen Lebenswelt der Menschen (Sozialraum).

I. Kirche ist wesentlich diakonisch

Sie hilft, Leben zu bewältigen. Diakonie ist kein zusätzliches Arbeitsfeld der Kirche. Sie ist Bestandteil

II. Diakonie ist eine Form kirchlicher Gemeinschaft

Christ:innen teilen Freude und Leid, Hoffnung und Angst und erfahren Zuspruch und Vergebung; sie nehmen Anteil an Armut und Unterdrückung, an Krankheit und Not und kümmern sich umeinander und um Menschen unabhängig von Religion, Herkunft, Geschlecht und Alter in allen Lebensbezügen. Von der Verwaltung bis zur Liturgie gibt es keinen

III. Diakonisches Handeln beginnt mit der Wahrnehmung von Not

Wie die erste Gemeinde in Jerusalem die Notlage der

Diese Grundsatzklärung spricht sowohl ins Feld der Gemeindediakonie als auch ins Feld der organisierten Diakonie. Sie weist für beide Felder die Grundorientierung diakonischen Handelns aus, die im christlichen Glauben gründet. Sie ist verortet in der biblischen Theologie und theologischen Ethik und baut von da aus Brücken zu säkularen ethischen Prinzipien und Werten. Getragen von Wertschätzung für die Pluralität unserer Gesellschaft, beschreibt diese Grundsatzklärung das evangelische Profil diakonischer Identität. Sie lädt nicht-evangelische Mitarbeiter:innen und Unterstützer:innen der Diakonie ein zum Gespräch über diese Grundhaltung, Anliegen und Werte und über geteilte Motivationen zum diakonischen Handeln.

Die Grundsatzklärung wurde 1997 verfasst, 2013 und 2023 überarbeitet und vom Diakonischen Rat der Diakonie Österreich sowie von der Generalsynode der Evangelischen Kirche A. und H.B. verabschiedet.

des Lebens und Wirkens der Gemeinde Christi.

Bereich der Kirche, der nicht entscheidend von der diakonischen Dimension mitgeprägt wäre. Die diakonische Existenz der Kirche ist begründet in der Hingabe Christi. Diakonie geht vom Teilen am Tisch des Herrn aus und führt immer wieder zurück zum Tisch des Herrn.

griechischen Witwen, Martin Luther die Verarmung

durch Geldentwertung, Johannes Calvin das Flüchtlingselend in Genf, die Gräfin de La Tour das Elend der unehelich geborenen Kinder und die Brüder Ernst und Ludwig Schwarz die soziale Verelendung wahrgenommen haben, so müssen auch wir die allgemeine soziale Lage und die spezifischen Nöte bestimmter Gruppen und Menschen genauso konkret entdecken und benennen. Diakonie ergreift die Option für die Armen und die vielfach Verwendeten. Armut und soziale Ausgrenzung werden oft schamhaft verschwiegen und von der Gesellschaft ausgeblendet. In christlichen Gemeinden und diakonischen Einrich-

tungen hingegen werden die konkreten Probleme wahrgenommen, und es wird zum Handeln motiviert. Christliche Gemeinden sind Orte für Menschen, die unabhängig von ihrer Herkunft und sozialen Situation ihren Glauben leben. Diakonische Einrichtungen sind Orte für Menschen, die sich füreinander und für ein gutes und gerechtes Zusammenleben einsetzen – sie tun dies sowohl vor dem Hintergrund ihres vielfältigen persönlichen Glaubens und Weltbezugs als auch in der Tradition, Identität und spirituellen Kultur der Einrichtungen.

IV. Diakonie übt die Geschwisterlichkeit der Menschen ein

Menschen in Not dürfen nicht zu Objekten helfenden Handelns werden; sie sind unsere Brüder und Schwestern, die Jesus seliggesprochen hat (Mt 5,1-12; Mk 3,34). „Von entscheidender Bedeutung ist die Intention der Diakonie, mit und nicht für Menschen zu arbeiten, um zu stärken und zu verändern.“ (Konferenz Europäischer Kirchen „Bratislava-Erklärung: Auf dem Weg zu einer Vision von Diakonie in Europa“, 1994) In jedem Menschen ist das Ebenbild Gottes zu erkennen. Die Würde jedes Menschen ist die unauf-

gebbare Grundlage diakonischen Handelns. Diakonie ist der Ernstfall für die Geschwisterlichkeit der Menschen. Pflegende und sorgende Begleitung von Kindern und Jugendlichen, Menschen auf der Flucht, Menschen im Alter und Menschen mit Behinderungen ist also nicht nur ein Geben, sondern auch ein Empfangen. Helfen heißt nicht, sich herabzulassen zu einem Bedürftigen, sondern ist nach dem Gleichnis vom Weltgericht (Mt 25) Christusbegegnung. Sie entscheidet das Christsein.

V. Diakonie als christliches Glaubenszeugnis und ihr protestantisches Profil

Die evangelischen Kirchen wissen sich mit den anderen christlichen Kirchen einig, dass die soziale Verantwortung dem Grund des Glaubens selbst entspringt. „Weil Gott sich in Jesus Christus durch den Heiligen Geist liebevoll der Welt zuwendet, gehört es zum Wesen christlichen Glaubens, der Welt und den Menschen in ihren konkreten Nöten zugewandt zu sein.“ (Sozialwort des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich, 2003)

Im ökumenischen Geist der versöhnten Verschiedenheit haben die christlichen Kirchen unterschiedliche Schwerpunkte in der Tradition der sozialen Arbeit. Während etwa die römisch-katholische Traditi-

on ihre spezifischen Stärken in der Armutsbekämpfung hatte, betonte die evangelische Diakonie die soziale Verantwortung aus der Freiheit, die uns durch den Glauben geschenkt ist. Dadurch rückt die Sorge um die Entwicklung und Förderung des:der Einzelnen für ein weitgehend selbstbestimmtes und selbstständiges Leben – unabhängig von den ihm:ihr am Anfang des Lebens mitgegebenen Chancen und Möglichkeiten – in den Fokus der Aufmerksamkeit. Die sozialen Traditionen der einzelnen christlichen Kirchen dienen heute nicht mehr der Unterscheidung, sondern werden als gegenseitige Lernfelder begriffen.

VI. Orte der Inklusion: Teilhabe und Sorge füreinander

Ziel diakonischen Handelns ist der Einsatz für ein menschenwürdiges Leben aller, ausgehend vom christlichen Menschenbild. Alle sollen an den Chancen und Möglichkeiten, die unsere Gesellschaft bietet, teilhaben können. Basis eines menschenwürdigen Lebens aller sind eine Haltung der Sorge und Verbundenheit miteinander sowie die Menschenrechte, die universal gelten und unteilbar sind. Die Menschenrechte und die Teilhabe aller gründen in der Würde des Menschen, die nach christlichem Glauben nicht im menschlichen Belieben liegt, son-

dern in der Gottebenbildlichkeit gründet und in der Schöpfung, die allen geborgt und anvertraut ist. Eine gerechte Verteilung der Güter und die Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen erlauben es dem:der Einzelnen, seine:ihre Freiheit verantwortlich leben zu können. Ein Mangel an Ressourcen, seien es materielle Ressourcen oder der Zugang zu Bildung oder Partizipationsprozessen, schließt von der Teilhabe aus und schränkt Entfaltungschancen ein. Sowohl Kirche auf all ihren Ebenen als auch diakonische Werke und Einrichtungen bieten vielfältige Möglich-

keiten der Teilhabe. Evangelische Pfarrgemeinden tragen die Möglichkeiten zur Inklusion in sich. Pfarrgemeinden sind Orte, die Gemeinschaft möglich machen – über die Vertretung einzelner Interessen hinaus. Im Gottesdienst und in der Gemeinde finden Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft einen gemeinsamen Ort, der auch allen Teilhabe und Mitbestimmungsmöglichkeiten bietet. Dieses Potential der Offenheit und Inklusion gilt es zu nutzen und

VII. Teilhabe und Inklusion als Strukturprinzip christlicher Praxis

Diakonische Einrichtungen und Pfarrgemeinden sind Orte, die für Bildung und Erziehung, beim Altern, bei Pflegebedürftigkeit und Behinderung, in Armut und sozialen Krisen, bei Krankheit und Sucht, nach Straffälligkeit, auf der Flucht und bei Katastrophen Räume und Unterstützungsmöglichkeiten anbieten. Menschen in jeder Lebensphase werden eingeladen, befähigt und ermächtigt, ihr Leben selbst zu verantworten und für sich selbst zu sprechen. Wo Menschen aus Mangel an Ressourcen oder Möglichkeiten behindert werden, am Leben in Fülle teilzuhaben, unterstützen Kirche und Diakonie, diese Barrieren zu überwinden. Innerhalb kirchlicher Gemeinden und diako-

VIII. Diakonie ist organisierte Nächstenliebe

Neben dem spontanen helfenden Handeln Einzelner ist jede Form diakonischer Tätigkeit organisiert. Sie bedarf mitgebrachter und erworbener Kompetenzen. Sowohl in der hauptamtlichen wie ehrenamtlichen diakonischen Arbeit besteht Bedarf nach qualitätsvoller Aus- und Fortbildung. Sie ist nach Maßgabe der Möglichkeiten von den einzelnen Einrichtungen

IX. Hilfe unter Protest: Gerechtigkeit und sozialer Ausgleich

Diakonie wendet sich in besonderer Weise jenen Bereichen von Not zu, die vom Netz öffentlicher sozialer Einrichtungen nicht entsprechend wahrgenommen werden. Diakonisches Handeln ist immer auch Protest, weil es Not lindert und zugleich nach Veränderung der Bedingungen ruft, die die Not verursachen. Wir halten fest, dass die soziale Aufgabe grundsätzlich Bestandteil der res publica, unserer gemeinsamen gesellschaftlichen Sache ist. Die Wahrnehmung diakonischer Aufgaben ist heute weitgehend nur in enger Kooperation mit der öffentlichen Hand möglich. Diakonie mischt sich ein, um Fehlentwicklungen zu korrigieren und arbeitet aktiv an der Verbesserung des Sozialstaates mit. Gerade darum beobachten wir mit Sorge die Entwicklungen der Kommerzialisierung der sozialen Dienstleistungen sowie den schleichen- den Abbau des Sozialstaates. Die Versorgungslü-

auszubauen. Bauliche, ideologische oder aus der Tradition überkommene Barrieren gilt es abzubauen. Diakonische Werke fördern Partizipation durch Selbst- und Interessensvertretung. In sozialraumorientierten Initiativen stärken sie das Miteinander und bringen Menschen zusammen, die sich gegenseitig unterstützen. So leben sie eine spirituell geprägte Kultur personenzentrierter Sorge.

nischer Einrichtungen wird darauf geachtet, Teilhabe und Inklusion zum Strukturprinzip ihrer Praxis werden zu lassen. Dabei geht es nicht darum, dass christliche Gemeinschaft sich als Sammlung der Starken begreift, die Schwache zu integrieren habe, vielmehr sind alle Eingeladene Jesu Christi, der alle zu sich ruft: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ (Mt 11,28) Christ:innen sowie alle Menschen guten Willens sind mit all ihren Stärken und Schwächen gerufen, um Inklusion zu leben. Kirche als inklusive Gemeinschaft lebt aus Christus und den Stärken und Ressourcen, die den Schwachen geschenkt sind. (2. Kor 12,9)

anzubieten. Bei alledem ist besonders auf die Qualität menschlicher Zuwendung sowie auf die personellen, zeitlichen und finanziellen Ressourcen zu achten. Bedeutsam sind gemeinschaftlich und sozialräumlich organisierte nahe Formen des Helfens, die haupt- und ehrenamtlich von der Sorge füreinander und miteinander getragen werden.

cken im Sozial- und Gesundheitswesen werden größer, wie sich an Wartelisten bei Krankenhäusern, Ärzt:innen, mobiler Pflege und anderen sozialen Dienstleistungen zeigt. Die Not bricht zunehmend in der Mitte der Gesellschaft auf – aufgrund begrenzter Sozialbudgets, demografischer Herausforderungen der alternden Gesellschaft und steigendem Arbeitskräftemangel im Sozial- und Gesundheitsbereich. Es fehlt nicht an Gütern und Vermögen, um Armut und Ausgrenzung wirksam bekämpfen, ein tragfähiges soziales Netz schaffen und Kinderbetreuung, Pflege und andere soziale Dienstleistungen zur Verfügung stellen zu können. Vielmehr sind Güter und Vermögen ungleich verteilt. Die auf Gewinnmaximierung ausgerichtete Kommerzialisierung sozialer Dienstleistungen schließt gerade die aus, die der Hilfe am dringendsten bedürfen. Die ungerechte Vermögens-

verteilung führt perspektivisch zu einer Spaltung der Gesellschaft, die neben sozialen Spannungen auch die Gefahr der Destabilisierung einer demokratisch organisierten Gesellschaft in sich trägt. Ziel diakonischen Handelns ist eine inklusive und gerechte Gesellschaft. Dazu müssen Kirche und organisierte Diakonie Verbündete suchen, sie werden Lösungen nicht alleine verwirklichen können. Es gilt, neue nachbarschaftlich-soziale und auch private Quellen der Un-

X. Diakonie in der „Einen Welt“

Evangelische Christ:innen verstehen sich als Teil einer weltweiten Gemeinschaft. Diakonie und soziale Verantwortung können deshalb nie losgelöst von der Verantwortung für die „Eine Welt“ gesehen werden, in der wir unseren Glauben leben. Ungeteilte Aufmerksamkeit gilt sowohl den Menschen, die ihr Heil nur mehr in der Flucht aus ihren Heimatländern erkennen können, als auch denen, die in den Ländern des Südens unserer partnerschaftlichen Unterstützung bedürfen. Diese Verantwortung stellt ebenso

XI. Diakonie in Gottes Schöpfung: Klimagerechtigkeit und soziale Gerechtigkeit

Christ:innen verstehen die Welt als Schöpfung Gottes und sich selbst als Teil der Schöpfung. Sie sehen sich in die Verantwortung gerufen, die Schöpfung zu bebauen und zu bewahren. (Gen 2,15) Heute, angesichts der dramatischen Klimaveränderungen, verlangt dies entschiedenen Einsatz für den Klimaschutz. Kirche auf all ihren Ebenen und diakonische Werke und Einrichtungen setzen es sich zum Ziel, in ihrem Wirkungsbereich ehestmöglich klimaneutral zu werden. (Grundsatzpapier der Generalsynode der Evangelischen Kirche A. u. H.B. in Österreich „Schöpfungsglaube in der Klimakrise“, 2022)

Wir halten fest, dass Klimagerechtigkeit und soziale Gerechtigkeit untrennbar zusammengehören. Denn nicht alle sind im gleichen Maße für die Klimakrise verantwortlich. Reiche belasten die Umwelt durch ungleich höheren Treibhausgasausstoß und Ressourcenverbrauch deutlich mehr als Arme. Gleichzei-

XII. Diakonie ist missionarische Kirche

Diakonie als gelebte Nächstenliebe verkündet das Evangelium, indem sie es tut (Mt 7,24-27). Insofern ist diakonische Kirche immer auch missionarische Kirche. Mission ist ein historisch schwer belasteter Begriff. Vielfach wurde Mission verstanden als Bekehrung, auch unter Zwang. Von diesem Missionsbegriff grenzt sich die evangelische Kirche klar ab; sie „respektiert die Vielfalt menschlicher Lebens- und Glaubensgeschichten“ und versteht „Mission als Bezeugung der Liebe Gottes... durch ein glaubwürdiges

terstützung zu mobilisieren und gemeinsam mit Haupt- und Ehrenamtlichen sorgende Gemeinschaften (caring communities) zu bauen. Der Sozialstaat muss weiterentwickelt werden, um die Herausforderungen zu bewältigen. Dafür bieten sich Kirche und organisierte Diakonie als Lösungspartnerin an – gemäß ihrem Auftrag, für Gerechtigkeit und Inklusion einzutreten.

unseren Umgang mit materiellen Gütern in Frage.

Ziel diakonischer Arbeit mit Flüchtlingen oder in der Entwicklungszusammenarbeit und Katastrophenhilfe ist es, den Menschen materielle Teilhabe und selbstbestimmte Partizipation an den gesellschaftlichen Prozessen zu ermöglichen. Sofern Menschen aus aller Welt in unseren Gemeinden und in unserer Kirche Heimat suchen und finden, werden wir uns in unseren Strukturen veränderungsbereit zeigen müssen.

tig treffen die Folgen der Klimakrise Arme härter als Reiche, und sie haben weniger Mittel, um die Folgen abzufedern. Das gilt sowohl global, im Verhältnis zwischen reichen Industrieländern und Ländern des globalen Südens, als auch in Österreich. Klimagerechtigkeit verlangt auf globaler wie nationaler Ebene eine gerechte Verteilung der Ressourcen unter Beachtung ihrer Begrenzung sowie eine gerechte Teilung der Verantwortung für Maßnahmen zum Klimaschutz. Die Klimakrise stellt ein neues soziales Risiko dar. Wie Krankheit, Alter, Arbeitslosigkeit, Pflege, Behinderungen und Kinderversorgung muss auch das Klima-Risiko sozialpolitisch in Angriff genommen werden. Das heißt u.a. Maßnahmen zur Erreichung von Klimaneutralität auf ihre sozialen Wirkungen bzw. ihre Verteilungswirkung hin überprüfen und die negativen Folgen des Klimawandels mit Instrumenten des Sozialstaats und mit öffentlicher Infrastruktur ausgleichen.

Leben, Sprechen und Handeln“ (Resolution der Generalsynode der Evangelischen Kirche A. u. H.B. in Österreich „Die Evangelischen Kirchen in Österreich als missionarische Kirchen“, 2009). Wenn Diakonie Menschen in schwierigen Lebenssituationen zur Seite steht, gegen Unrecht protestiert und sich für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ einsetzt, macht sie das Evangelium von Gottes Menschenliebe glaubwürdig.

Ernst Gläser 1929–2021

Erster Direktor des Diakonischen Werks für Österreich, heute **Diakonie Österreich**, und Gründer der **Diakonie Katastrophenhilfe** sowie der **Johanniter-Unfall-Hilfe**

Pioniere haben die Kraft, Grenzen zu überschreiten, Neuland zu betreten und es nach ihren Wertvorstellungen zu gestalten. Pfarrer Ernst Gläser gehörte zu diesen Ausnahmeerscheinungen. Getragen von seinem persönlichen Glauben, einer zutiefst christlichen Haltung und einem liebevollen Blick auf alle Menschen, nahm er den griechischen Begriff Diakonie beim Wort und lebte ihn als „Dienst“ am Nächsten.

Ende der 1960er-Jahre dämpften der Vietnam-Krieg, die Niederschlagung des Prager Frühlings und das Wettrüsten der Supermächte die Hoffnungen auf eine friedlichere Welt. Die Wirtschaftswunderjahre mündeten in erste Krisen. Das junge Medium Fernsehen rückte globale Nöte verstärkt ins Bewusstsein. Der aus Heidenpiltsch in Mähren stammende Theologe Ernst Gläser hatte für all diese Entwicklungen einen wachen Blick.

Gesicht und Stimme der Diakonie

Als das Diakonische Werk für Österreich (heute Diakonie Österreich) 1968 neu gegründet wurde, um die bestehenden Einrichtungen zu vernetzen und ihnen österreichweit eine klar vernehmbare Stimme zu verleihen, wurde Ernst Gläser erster Direktor. Rasch fand er einen Weg, dieses neue Amt mit Leben zu erfüllen und die Innere Mission zur Diakonie in ihrer heutigen Form weiterzuentwickeln. Bis zu seiner Pensionierung 1994 war Ernst Gläser das Gesicht der Diakonie und eine sozialpolitische Autorität in der öffentlichen Diskussion.

Eine seiner ersten Amtshandlungen war 1969 die Gründung der Diakonie Katastrophenhilfe.



Ernst Gläser begrüßt Bruno Kreisky.

Dutzende Male setzte sich Gläser auch persönlich an das Steuer vollbeladener Busse, um Hilfsgüter über miserable Straßen zu den Opfern von Naturkatastrophen zu bringen. Einmal geriet er dabei sogar in ein Nachbeben.

1974 rief der Diakonie-Direktor gemeinsam mit ehrenamtlichen Helfer:innen die Johanniter-Unfall-Hilfe ins Leben. 1972–1975 war er maßgeblich an der Einführung des heute nicht mehr wegzudenkenden Zivildienstes und 1993 des Pflegegelds beteiligt. Gläser entwickelte einen Vorläufer des Spendengütesiegels und engagierte sich für den Aufbau eines seelsorgerischen Angebots für Gastarbeiter

Ein Pfarrer von Welt

Internationales war ihm wichtig, er ist viel gereist. Als Vorstandsmitglied des Europäischen Verbandes für Innere Mission war er wichtiges Bindeglied zu den Schwesternkirchen jenseits des Eisernen Vorhangs. Besonders die DDR besuchte er oft. 1977–1984 vertrat er Österreich in der Weltdienstkommission des Lutherischen Weltbunds. Gläsers internationale Vernetzung mit kirchlichen Institutionen und Hilfsorganisationen erweiterte die Möglichkeiten der Diakonie. Trotz all seiner großen Leistungen und Visionen war Ernst Gläser kein Mann, der sich in die erste Reihe drängte. Seine Weggefährten beschreiben ihn als bescheiden, liebenswürdig, humorvoll. Er selbst nannte sich mit dem für ihn typischen Augenzwinkern einen „etwas frechen Menschen“. In seinem Herzen blieb er immer der evangelische Pfarrer, der sich um eine besonders große, in diesem Fall weltumspannende Gemeinde sorgte.



Gläser lieferte selbst Hilfsgüter aus.

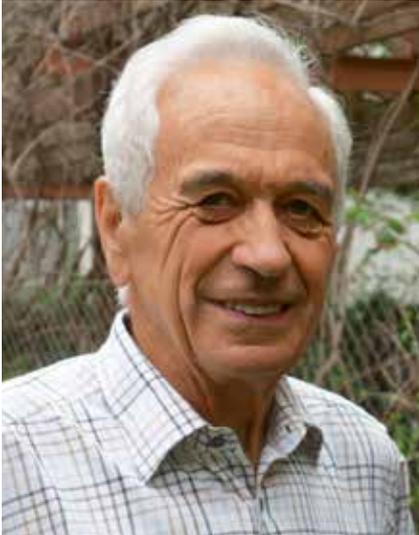


Als erster Direktor der Diakonie Österreich nach ihrer Neugründung 1968 positionierte Pfarrer Ernst Gläser die Diakonie in der sozialen Landschaft in Österreich und gab ihr öffentlich eine Stimme.

Im Interview: Christian Jaquemar

Ein Christentum der Tat

Hans Jaquemar war der erste Diakonie-Direktor in Österreich, 1912-1936 leitete er den neu gegründeten Evangelischen Zentralverein für Innere Mission. Die Diakonie prägte das Leben der Familie Jaquemar über mehrere Generationen. Seine Söhne waren in den Evangelischen Anstalten Salzerbad tätig, sein Enkel Christian war Obmann der Evangelischen Stadt-Diakonie Linz. Christian Jaquemar erinnert sich an seinen Großvater Hans Jaquemar.



Mein Großvater Hans ist 1864 geboren und war evangelischer Pfarrer. Zuerst in Berlin, wo er in der Stadtmission tätig war, und dann in Laibach, wo es damals eine deutschsprachige Gemeinde gab. Dort war es ihm wichtig die Slowenen zu unterstützen, von denen damals viele evangelisch wurden.

Hans Jaquemar war ein Mann der Tat. Er war selbst taub, aber das hat ihn in keiner Weise eingeschränkt oder von seinen Vorhaben abgehalten. Er hat bis zum letzten Tag geschrieben, er war Bergsteiger, hat sogar eine Berghütte am Großglockner evangelisch gesegnet, er hat bis zum letzten Tag geschrieben, und er hat auch meine Mutter noch einen Tag vor seinem eigenen Tod im Krankenhaus besucht. 1905 ist er nach St. Pölten gekommen, wo er bis 1911 als Pfarrer tätig war. Theodor Zöckler* und Karl Völker** haben ihn dann aber dazu gebracht, mit

ihnen gemeinsam in den Jahren vor dem 400. Jubiläum der evangelischen Kirche den Zentralverein für Innere Mission für Österreich zu gründen. Das war der Vorgängerverein der heutigen Diakonie Österreich. Und so stand er also als erster in der Reihe der Diakonie-Direktor:innen

Dass er ein ‚Mann der Tat‘ war zeigt auch der Umstand, dass er sein Buch über die Geschichte der Inneren Mission in Österreich mit den Worten einleitet: ‚Innere Mission ist die vielleicht nicht ganz glückliche, speziell in der deutschen evangelischen Kirche gewählte und nicht ohne weiters allgemein verständliche Bezeichnung für die organisierte Arbeit des helfenden Tatchristentums, im Neuen Testament Diakonie (Amt der helfenden Liebe) genannt.‘ Für meinen Großvater stand also Zeit seines Lebens das ‚Christentum der Tat‘, also die Aktivität im Zentrum seiner Aufmerksamkeit.“

Über Christian Jaquemar

Christian Jaquemar ist 1934 in Bad Salzerbad geboren, wo sein Großvater eine diakonische Anstalt gegründet und sein Vater gearbeitet hatte. Selbst Reformierter, wurde er 1995 von der Kuratorin der lutherischen Pfarrgemeinde Linz Innere Stadt auf einer Schitourenwoche am Ortler mit der Bitte konfrontiert, die Obmannschaft der Evangelischen Stadt-DIAKONIE Linz zu übernehmen.

Im Jahr 1996 wurden bereits unter seiner Ägide die Feierlichkeiten zu 50 Jahre Stadt-DIAKONIE Linz ausgerichtet.

Sowohl im Kontakt zum Amt der oö Landesregierung und zur Landespolitik als auch bei der Durchführung von Umbauarbeiten leistete er als Vereinsobmann enorm viel operative bis hin zu handwerklicher Arbeit.

So konnte 1997 mit einem Tageszentrum der Wohnungslosenhilfe, dem Of(f)‘n-Stüberl in der Starhembergstraße 39, begonnen werden.

Als Maschinenbauer leitete Christian Jaquemar die Mathematikabteilung der VOEST, hat also ein gutes Zahlenverständnis. Was ihn aber über alles auszeichnet, ist seine Neugier und seine Genugtuung, wenn er ganz banal, handfest und konkret, für Menschen in Not etwas herrichten kann oder auch ein Auto voller Lebensmittel im Of(f)‘n-Stüberl zustellen kann.



Christian Jaquemar bekommt das Goldene Kreuz von Diakonie-Direktor Michael Chalupka verliehen.

*Theodor Zöckler (1867-1949) war evangelischer Pfarrer und dann Superintendent in Galizien, das damals zu Österreich gehörte und heute in der Ukraine liegt. Dort gründete er 1896 die Zöcklerschen Anstalten.

**Karl Völker (1886-1937) stammte ebenfalls aus Galizien und Professor an der evangelisch-theologischen Fakultät in Wien.

Rudolf 1927–1990 und Emma Siegrist *1930

Gründer des **Diakonie Zentrums Spattstraße** und Pioniere der Reformpädagogik und der „offenen Heime“ in Österreich

Menschen, die sich auf Neuland vorwagen, haben meist eine Vorstellung davon, was sie zu finden hoffen – wie Rudolf und Emma Siegrist, die 1963 das Diakonie Zentrum Spattstraße gründeten und zu einem Leuchtturmprojekt der Reformpädagogik machten.

Rudolf Siegrist wurde 1927 in der Schweiz geboren. Er war oft krank und ein schlechter Schüler. Doch seine Mutter stärkte ihm den Rücken und lehrte ihn, dass Milieu kein Schicksal sein muss, wenn ein Kind wohlwollend begleitet wird. Siegrist wurde erfolgreicher Tischler und Architekt. Mit Emma, die er 1952 heiratete, leitete der begeisterte Pfadfinder die Jugendarbeit seiner methodistischen Gemeinde. Wohlstand war dem Paar als Lebensziel nie genug.

Von der Schweiz nach Linz

Ein tödlicher Verkehrsunfall, den er verursacht hatte, erschütterte Rudolf Siegrist: „Die Erfahrung eigener Schuld veränderte sein Verhältnis zu Gott und den Mitmenschen“, sagte sein späterer Weggefährte Wilhelm Nausner, Sohn des Pastors der Methodistenkirche Linz. Das Ehepaar lernte die Familie Nausner kennen, als es ein Sommerlager für 20 Linzer Kinder in der Schweiz organisierte.

1961 lud Wilhelm Nausner den Architekten ein, das desolate Burschenheim in der Spattstraße – von der Gemeinde 1956 für Ungarn-Flüchtlinge eingerichtet – zu renovieren und einer neuen Bestimmung zuzuführen. Zwei Jahre wollten Rudolf und Emma Siegrist in Linz bleiben, doch sie kehrten nie mehr in die Schweiz zurück.

Da der katholische Oblatinnen-Orden sein Heim für schwer erziehbare Mädchen in Linz kurz zu-

vor aufgegeben hatte, wollte das Paar diese Versorgungslücke schließen, aber mit einem völlig neuen pädagogischen Anspruch: Sie gründeten das erste offene Heim Österreichs.

Erstes offenes Heim

Keine geschlossene Verwahranstalt mehr, sondern ein Ort des vertrauensvollen Umgangs zwischen Erzieher:innen und Jugendlichen, geführt nach der Idee „helfen statt strafen“.

Die Siegrists waren pädagogische Quereinsteiger, doch sie vertieften sich in Fachliteratur, nahmen an Tagungen teil und besuchten 20 vorbildliche Heime in Europa. Unter Rudolf Siegrists Leitung erlebte die „Spatti“ eine explosionsartige Entwicklung. Schon früh arbeiteten hier Sozialpädagog:innen und Therapeut:innen Hand in Hand, ständig wurden neue Angebote entwickelt.

Rudolf Siegrist war zupackender Pionier und Heimleiter, für viele Menschen auch Ersatzvater. Mit Charisma spornte er Mitstreiter zu großen Leistungen an. Seine Vorstellung der „Bereitschaft zum Dienen“ mündete aber auch in Selbstausschöpfung und enormen Ansprüchen an Mitarbeiter:innen. Er selbst wohnte in der „Spatti“ und zeigte keinerlei Verständnis für „Feiertagsmentalität“. Wie ein Bußprediger donnerte er auch gegen seine eigene Kirche, wenn sie in seinen Augen säumig war.

Seine starke Persönlichkeit polarisierte, an ihr schieden sich die Geister. Emma Siegrist teilte die Überzeugungen ihres Mannes, trat aber immer diplomatischer auf, konnte sehr gut verhandeln und moderieren. Ihr gemeinsames Lebenswerk umfasst heute mehr als 1.000 Mitarbeiter:innen, die 3.500 Kinder und Jugendliche pro Jahr betreuen.

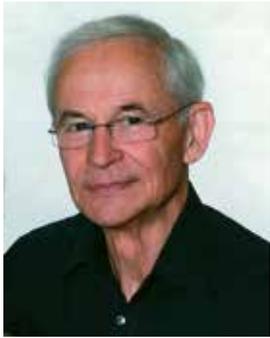


Rudolf Siegrist und Emma, geb. Kaspar, heiraten 1952 in der Schweiz. 1961 gehen sie für geplante zwei Jahre nach Linz – und bleiben. 1963 beginnen sie im Auftrag des Magistrats die Arbeit mit Mädchen, das Diakonie Zentrum Spattstraße wird gegründet.



Peter Wiegand *1936

Gründer von **Diakonie in der Gemeinde – Schloss Klaus**, die im Bezirk Kirchdorf in Oberösterreich vier Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen betreibt



Peter Wiegand gründete 1980 Diakonie in der Gemeinde – aus persönlicher Betroffenheit: Es gab im Bezirk Kirchdorf in OÖ keine Einrichtung für Menschen mit Behinderungen, die seine Tochter nach der Sonderschule betreuen hätte können.

Peter Wiegand wurde 1936 in Hamburg geboren. Sein Vater fiel im Krieg, die Witwe hatte Mühe, die vier Kinder durch die Kriegs- und Nachkriegszeit zu bringen. Sohn Peter begann eine Handelslehre, ehe er durch einen englischen Major mit dem Evangelium in Berührung kam und sein Leben eine Wende nahm: Er engagierte sich zuerst nebenberuflich in der evangelischen Jugendarbeit in Hamburg, studierte schließlich Theologie im zweiten Bildungsweg und nahm eine Berufung als Jugendwart und Religionslehrer der evangelischen Kirche in Schladming an.

1963 begann Peter Wiegand gemeinsam mit seiner Frau Runhild und einem kleinen Team mit der Renovierung des baufälligen Schlosses Klaus im Bezirk Kirchdorf in Oberösterreich. An diesem Ort entstanden auf seine Initiative hin ein christliches Jugendfreizeitzentrum und ein Haus für Erwachsenenbildung, die er bis zum Jahr 2000 leitete.

Aus persönlicher Betroffenheit

Als seine zweite Tochter Birgit kurz vor Abschluss der Sonderschule stand, gab es im gesamten Bezirk keine bestehende Einrichtung für Menschen mit Behinderungen, die sie nun so dringend benötigt hätte. Wiegand rief daher 1980 kurz entschlossen eine weitere Einrichtung ins Leben, die Diakonie in der Gemeinde (DIG). Er sagte dazu: „Wir hatten in den Eltern der Kinder mit Beeinträchtigungen die wahren Helden kennengelernt, die sich der großen Herausforderung gestellt hatten, ihr behindertes Kind ohne fachkundige Hilfe zu betreuen. Aber ihnen

wird nirgendwo ein Denkmal gesetzt. Gleichzeitig hatten wir viele Male erfahren, wie nahe Gott kommt, wo Not und Leid und Gedankenlosigkeit anderer Menschen Distanz schaffen.“

Schneller als die Behörden dachten

Was sich daraus entwickelte, ging viel schneller, als es die Behörden erwartet und die Betroffenen erhofft hatten: Mit ehrenamtlichen Helfern aus dem Freundeskreis von Schloss Klaus wurde ab 1980 eine erste Tagesbetreuung für Menschen mit Behinderung angeboten. Was ganz klein in den Wohnzimmern zweier Familien und dann im evangelischen Gemeindesaal in Kirchdorf begann, ist heute eine für die Region unverzichtbare Einrichtung mit vier gut ausgestatteten Standorten, über 40 Mitarbeiter:innen und rund 100 Betreuungsplätzen. Hier werden Menschen mit Behinderung wertschätzend und in zeitgemäßer Weise begleitet.

Der Name Diakonie in der Gemeinde steht für die von Wiegand als selbstverständlich gedachte Verbindung der diakonischen Arbeit mit den Pfarrgemeinden vor Ort: „Von Anfang an wurde die Mission der Kirche nicht nur in der Verkündigung des Wortes, sondern auch in der Tat der Barmherzigkeit als Wirken der beiden Hände Christi verstanden: Die eine Hand gibt das Wort, die andere Hand gibt das Brot und hilft in der Not.“ Mit der DIG hinterlässt Peter Wiegand ein Erbe, das aus persönlicher Betroffenheit und einer tiefen Glaubensbeziehung zu Jesus Christus entstand, und das bis heute Kreise über die Region hinaus zieht.



Erste Tagesheimstätte in Kirchdorf. Heute gibt es auch ein Wohnhaus, Außenwohngruppen und eine sozialpsychiatrische WG.



Peter Wiegand mit seiner Frau Runhild und den Kindern Karen und Birgit.

Robert Damjanovic *1953

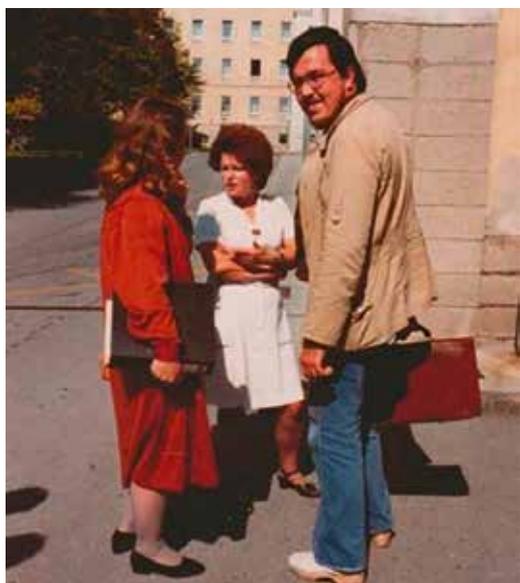
Einer der ersten Zivildienster in der Diakonie, stellte in der Folge sein Leben in den Dienst der Altenhilfe im **Diakonieverein Salzburg** und im **Diakoniewerk**

Heutzutage entscheiden sich 45 Prozent aller jungen Österreicher für den Zivildienst. Ihre Arbeit vor allem im Rettungswesen, in der Sozial- und Behindertenhilfe, in der Altenbetreuung ist unverzichtbar und selbstverständlich geworden. Dabei wurde die Möglichkeit eines waffenlosen Dienstes an der Allgemeinheit erst vor rund 50 Jahren ins Leben gerufen. Eine der treibenden Kräfte der Diskussion von 1972-75 war Pfarrer Ernst Gläser, damals Direktor der Diakonie Österreich. Und einer der ersten Zivildienster in der Diakonie war Robert Damjanovic.

Der 1953 in Salzburg Geborene absolvierte im Sommer 1972 die ersten drei Monate des Wehrdienstes beim Bundesheer und war danach fest entschlossen, die weiteren fünf Monate im Folgejahr zu verweigern. Sein Vater war Kriegsinvalide, sein Antrag fundiert begründet, er wurde angenommen: „Zu meiner Überraschung wurde ich auch nicht zur kommissionellen Gewissensprüfung vorgeladen.“

Aktivist für den Zivildienst

Das Zivildienstgesetz wurde im März 1974 beschlossen und trat im Jänner 1975 in Kraft. Bis



Robert Damjanovic lernte seine Ehefrau im Altersheim kennen und absolvierte gemeinsam mit ihr den „Stations-Gehilfen-Kurs“.

dahin engagierte sich Damjanovic, der an der Boku in Wien „Kulturtechnik und Wasserbau“ studierte, als Aktivist und verteilte vor dem Stellungsgebäude im 18. Bezirk Informationsblätter. Das Studium war auch der Grund, warum er die offenen fünf Monate Zivildienst erst im Sommer 1979 antrat. Das Ministerium wollte ihn zum „Packschupfen“ bei der Post einteilen, Pfarrer Gläser konnte ihm eine Stelle im Diakonie-Altenheim Purkersdorf vermitteln. Es war die entscheidende Weichenstellung im Leben von Robert Damjanovic.

Er war tief beeindruckt von der einwöchigen Grundausbildung für Zivildienster, die Gläser in Gallneukirchen organisierte, und von den dort vermittelten diakonischen Werten. Aus fünf Monaten wurden fünf Jahre. Damjanovic lernte im Heim seine Frau kennen und absolvierte mit ihr die Ausbildung zur Pflegehilfe am Wilhelminenspital.

Ein Leben für die Altenhilfe

Nach der Schließung des Sanatoriums Purkersdorf und dem Tod der Mutter zog Damjanovic zurück in seine Geburtsstadt Salzburg. Er arbeitete in einem Zivilingenieur-Büro, bis ihn Pfarrer Volker Toth ermunterte, für den Diakonieverein Salzburg eine mobile Altenhilfe aufzubauen. Später wurde dieses Angebot vom Diakoniewerk übernommen.

1989 nahm eine erste Althelferin die Arbeit auf, wenige Jahre später sollten es schon 30 sein. Anfangs diente Damjanovics Wohnung als Büro, dann wurde es in das alte Diakonissen-Krankenhaus verlegt und Damjanovic in Teilzeit angestellt. Er wurde in die Fachgruppe Altenarbeit der Diakonie Österreich eingeladen, deren Leitung er bald übernahm, und war an der Ausarbeitung eines Leitfadens zur Mitarbeiter:innen-Schulung beteiligt.

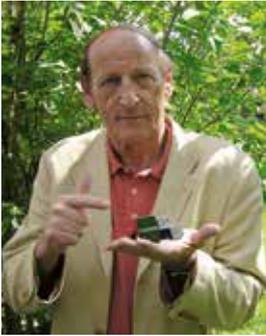
Bis Mai 2016 blieb Robert Damjanovic Leiter der Diakonie.mobil Salzburg, bis heute ist er als diözesaner Diakonie-Beauftragter der Evangelischen Kirche Salzburg-Tirol ehrenamtlich engagiert. Gelebte Nächstenliebe wurde zum roten Faden seines Lebens.



Von der Technik in die Pflege – der Zivildienst im Diakonie-Altenheim Purkersdorf war die entscheidende Weichenstellung im Leben von Robert Damjanovic.

Werner Gerstl 1944–2019

Ärztlicher Leiter des **Diakonie Zentrums Spattstraße** und in den 1980er-Jahren Pionier der Kinder- und Jugendpsychiatrie



Kinder- und Jugendpsychiater Primar Werner Gerstl sah in den Kindern und Jugendlichen den ganzen Menschen.

„Er konnte die Welt mit Kinderaugen sehen“, sagten Weggefährten über Werner Gerstl. Kann es ein schöneres Kompliment für einen Kinderarzt und einen der ersten Fachärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Österreich geben? Werner Gerstl, 1944 in Wien geboren, studierte Medizin und absolvierte seine Turnusausbildung in Linz. Seelisch verletzte Kinder fanden in ihm einen interessierten und geduligen Betreuer. Gerstl war einer der Pioniere auf diesem schwierigen Gebiet.

1982 lernte er bei einem Vortrag in Gallneukirchen den charismatischen Gründer des Diakonie Zentrums Spattstraße, Rudolf Siegrist, kennen, der ihn rasch für eine Mitarbeit gewinnen konnte. Als anerkannter Arzt war Gerstl 1983 maßgeblich am Aufbau des Sonderkrankenhauses für Kinder- und Jugendpsychiatrie in der „Spatti“ beteiligt. Vier Jahre später wurde er von Rudolf Siegrist als Nachfolger eingesetzt.

Diese Entscheidung enttäuschte manche Mitarbeiter:innen, die andere Idealbesetzungen gesehen hätten. 1989 kam es zum offenen Konflikt und zu einer Reihe von Kündigungen. Um Gerstl zu entlasten – er war seit 1985 auch Primar der von ihm angeregten Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie im Kinderspital Linz –, wurde ihm Gottfried Fux als kaufmännischer Direktor zur Seite gestellt, Gerstl konnte sich ganz auf die ärztliche Leitung konzentrieren. Nach der Konsolidierung erlebte das Diakonie Zentrum Spattstraße eine Phase des kontinuierlichen Ausbaus. Das multidisziplinäre Konzept führte zu einem vielfältigen Angebot mit heilpädagogischem Kindergarten, Tagesklinik, Familienberatungsstelle, Ambulanz, Heilstätten-schule, Frühförderung und Schulassistenz.

Die Kinder- und Jugendpsychiatrie bezog ein neues Gebäude. Die Zahl der Mitarbeiter:innen stieg bis zu Gerstls Pensionierung im Jahr 2009 von 45 auf rund 580.

Gesundheit als soziale Frage

In der „Spatti“ konnte Gerstl viele seiner Vorstellungen verwirklichen. Er sah in den Kindern und Jugendlichen nicht Krankheit oder Behinderung, sondern immer den ganzen Menschen. Er wollte nie akzeptieren, dass sie von der Gesellschaft abgekoppelt werden. Gesundheit war für den gläubigen Arzt eine medizinische und zugleich eine soziale Frage, deswegen kümmerte er sich auch stets um das familiäre Umfeld: „Unser Leitsatz war immer: Eltern sollen Eltern bleiben. Lasst uns nur jenen Teil behandeln, den die Eltern nicht schaffen.“

Auch die in der „Spatti“ schon früh angebotene professionelle Unterstützung der Mitarbeiter:innen war Gerstl wichtig. „Denn je mehr man als Betreuer fachlich unterstützt wird, umso mehr an Qualität kann man weitergeben.“

Werner Gerstl hatte eine schier unerschöpfliche Kraft, auf Kinder und Jugendliche zuzugehen, besonders auf kranke, depressive, verzweifelte, auf Kinder mit Essstörungen und Missbrauchserfahrung. Es ging ihm immer um konkrete Lösungen. Denn: „Kinder sind unsere Zukunft und die Hoffnung, dass die Welt anders wird, als sie ist.“

Werner Gerstl verstarb 2019. Er hat die soziale Landschaft Oberösterreichs entscheidend geprägt und wurde dafür mit dem Goldenen Ehrenzeichen des Landes ausgezeichnet.



Spatenstich für das Sonderkrankenhaus. Von links nach rechts: Primar Werner Gerstl, kaufmännischer Direktor Gottfried Fux, evangelisch-methodistischer Bischof Patrick Streiff, Landeshauptmann Josef Pühringer, Soziallandesrat Josef Ackerl, Diakonie-Präsident Roland Siegrist, Diakonie-Direktor Michael Chalupka.

Willibald Lassenberger 1952–2017

Künstler, dessen Talent den Anstoß zur Gründung des Ateliers der **Diakonie de La Tour** in Treffen gab

Ein dreibeiniger Gockel ziert das Logo des Ateliers de La Tour. Der wundersame, bunte Vogel wurde von Willibald Lassenberger gestaltet, der mit seinem ungewöhnlichen Talent den Anstoß zur Gründung dieser Kunstwerkstatt in Treffen am Ossiacher See gab. Der Gockel wurde auf Postkarten gedruckt. Eine davon erreichte den Heidelberger Professor Max Kläger, der sich schon in den 1970er-Jahren mit der Kunst von Menschen mit geistiger Behinderung auseinandersetzte. Er bestätigte Lassenbergers großes Talent und begleitete bis 2009 die weitere Entwicklung des Ateliers als Berater und Dokumentar.

Gaben wachsen lassen

Bis heute können bildnerisch talentierte Menschen mit Behinderungen im Atelier de La Tour zu Künstler:innen heranreifen und ihre Gaben wachsen lassen.

Willibald Lassenberger wurde 1952 mit Down-Syndrom in Klagenfurt geboren. Da ihm damals ein Schulbesuch verwehrt blieb, übersiedelte er 1973 in die Stiftung der Gräfin Elvine de La Tour. Dort fiel sein unwiderstehlicher Drang zum Zeichnen und Malen auf. Die Idee für das Atelier war geboren. 1980 wurde es als eine der ersten Einrichtungen dieser Art in Österreich eröffnet. Menschen mit Behinderungen wurden in der

Vergangenheit oft stigmatisiert und zur reinen Verwahrung weggesperrt. Willibald Lassenberger öffnete mit seinen Werken die Augen für ihr reiches Innenleben und Wege zu mehr Verständnis und Inklusion. Im Rahmen des Ateliers entfaltete Lassenberger seinen ganz persönlichen Stil, mit kräftigen, an den Expressionismus erinnernden Farben, markanten Konturen und oft symmetrischen Darstellungen.

Ehrenzeichen des Landes Kärnten

Ob gekreuzigter Jesus oder Krampus, ob Polizeiauto oder Sonne – Lassenbergers Ausdruckskraft schlug sich in zahllosen Werken auf Papier und Holz nieder. Er arbeitete mit Pastell-ölkreiden, Filzstiften, Deck- und Temperafarben. Er tauchte tief in die Welt seiner Bilder ein und schlüpfte manchmal auch in passende Verkleidungen. Seine Werke fanden Anerkennung, wurden in zahllosen Ausstellungen gezeigt. 1998 wurde ihm das Ehrenzeichen des Landes Kärnten verliehen.

Lassenberger verstarb 2017. Seine Erbe besteht nicht nur aus seinem umfangreichen Lebenswerk, sondern auch aus dem Bewusstwerden, welchen ideellen Reichtum ein bedingungslos menschenannehmendes Miteinander hervorbringt, wie es im Atelier de La Tour gelebt wird.



Willibald Lassenberger arbeitete von 1979 bis 2009 im Atelier de La Tour. Er nahm an zahlreichen nationalen und internationalen Ausstellungen teil.



Gertrude Hennefeld *1943

Juristin, Rechtsberaterin und Mutter des **Diakonie Flüchtlingsdienstes**, heute Teil der **Diakonie Eine Welt**



Ihr Name wurde zum Programm: Geflüchtete sagten, „wir gehen ins Hennefeld“, wenn sie die Rechtsberatung des Diakonie Flüchtlingsdienstes aufsuchten.

Wenn ein Nachname zum Synonym für eine Institution wird, spricht das für den enormen Einsatz dieser Person: „Wir gehen ins Hennefeld“, sagten Flüchtlinge Ende der 1980er-Jahre, wenn sie zur Rechtsberatung im Gemeindesaal der Evangelischen Pfarrgemeinde Traiskirchen vorsprachen. Gemeint war Gertrude Hennefeld.

Die Juristin wurde im Mai 1989 mit der dortigen Flüchtlingsberatung betraut. Sie war die erste Angestellte in der Flüchtlingsarbeit der Diakonie, baute unter oft chaotischen Bedingungen eine hochprofessionelle Rechts- und Sozialberatung auf und leitete die Stelle bis zu ihrer Pensionierung 2003.

Pfarrgemeinde öffnet ihre Türen

1988 hatte Pfarrerin Christine Hubka spontan die Tore der evangelischen Kirche in Traiskirchen geöffnet. Sie konnte nicht länger zusehen, wie Asylsuchende auf der Straße vor dem überfüllten Flüchtlingslager übernachteten. Das (Kirchen)Dach über dem Kopf war aber schon bald nicht genug, für die zahllosen Fragen der Menschen wurde eine Juristin gesucht. Hennefeld bewarb sich.

Gertrude Hennefeld wurde 1943 in Wien geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters zog ihre Mutter die Kinder alleine auf. Trotz der Not der Nachkriegsjahre hieß sie jeden Gast willkommen, teilte das Vorhandene. Ihre Tochter studierte Jus, heiratete den aus Ungarn

geflüchteten Stefan Hennefeld und bekam zwei Söhne. Die Arbeit in einer Anwaltskanzlei erfüllte sie nicht. Nach einem Sabbatjahr und ihrem Engagement bei Amnesty International wurde sie auf die Stelle in Traiskirchen aufmerksam gemacht.

Tun, was gepredigt wird

Hennefeld erinnert sich an ihre Anfänge: „Die Gründung der Flüchtlingsberatungsstelle war die Antwort auf eine Frage: ‚Nehmt ihr das, was ihr innerhalb der Kirche predigt, tatsächlich ernst?‘ Pfarrerin Hubka und die ganze Kirche entschlossen sich zu einem Ja. Wir mussten erst lernen, was die Asylsuchenden bewegte, was sie benötigten, um wieder ein menschenwürdiges Leben führen zu können. Oft begleiteten wir sie in Extremsituationen und teilten mit ihnen nicht nur Essen, sondern vor allem die Ängste und das Gefühl der Ohnmacht.“

Als Hennefeld in großer Sorge um einige ihrer Schützlinge war, gab ihr eine Freundin einen Rat, der ihr sehr wichtig wurde: „Hab keine Angst. Es ist wie in der Physik: Energie geht nicht verloren.“ Häufig wurde sie gefragt: „Wie soll ich Ihnen nur danken?“ Ihre Antwort: „Geben Sie von dem, was Sie bekommen haben, an andere weiter.“

Gertrude Hennefeld wurde 1993 – gemeinsam mit Christine Hubka – mit dem Bruno-Kreisky-Menschenrechtspreis und 2002 mit dem Ute-Bock-Preis ausgezeichnet.



1989 begann die studierte Juristin mit der Rechtsberatung für Flüchtlinge.



Die ersten Beratungen fanden im Gemeindesaal der Evangelischen Pfarrgemeinde Traiskirchen statt

Elizabeth Carol Unger *1945

Begründerin der mobilen Hauskrankenpflege im **Evangelischen Diakonieverein Burgenland**

Mein Name ist Elizabeth Carol Unger. Ich stamme aus New York. Eigentlich wollte ich Opernsängerin werden, habe Gesang und Pädagogik studiert. Bald erkannte ich aber, dass es für eine Karriere nicht reichen würde. Nach dem Studium wollte ich die Welt sehen, Musik unterrichten, mich kirchlich engagieren. Mir wurden drei Missionsschulen angeboten: Japan, Kalkutta oder Istanbul. Ich entschied mich für die Türkei. Dort lernte ich meinen Mann kennen, einen Österreicher. Wir wussten nicht, wo wir leben wollten, und blieben 17 Jahre lang in Istanbul. Ich habe dort drei Kinder geboren. Als der erste Sohn ins Schulalter kam, war eine Entscheidung fällig: Meinem Mann zuliebe zogen wir zu seinen Eltern nach Wolfau im Burgenland, zwei Jahre später nach Bad Tatzmannsdorf. Meine Qualifikationen wurden leider nicht anerkannt, ich blieb bei den Kindern. Es war enttäuschend, schuf aber Raum für die Diakonie.

Bei einem Vortrag in unserer evangelischen Kirche stellte Dr. Roland Böbel in den 1980er-Jahren die Idee der Hauskrankenpflege vor. Alle waren begeistert, aber nichts geschah. Als er im nächsten Jahr wiederkam, sagte ich: „Wenn wir jetzt nicht starten, starten wir nie.“ Ich hatte keine Qualifikation als Pflegerin, war aber durch meinen Vater, der in Florida zu Hause betreut wurde, gut über die Abläufe informiert. Im Burgenland gab es noch keine Regelungen, wer was machen darf. Ich fand Krankenschwester Ruth Schuh, die ab 1989 zehn Stunden pro Woche ehrenamtlich für uns tätig wurde und mir alles beibrachte: Patienten waschen, Katheter

wechseln etc. Bald zeigte sich der enorme Bedarf an mobiler Pflege. Aus der ganzen Umgebung von Oberschützen kamen Anfragen. Wir brauchten immer mehr Schwestern. Durch ein zinsloses Darlehen des Superintendenten konnten wir erste Pflegeausrüstung kaufen. Eine Erntedank-Kollekte finanzierte das erste Dienstauto. Als das Burgenland Pflegevoraussetzungen einführte, musste ich aus dem aktiven Dienst ausscheiden. Ich habe dann die Geschäftsführung der rasch wachsenden Organisation übernommen.

Hauskrankenpflege, mein viertes Kind

Anfangs war ich zehn Stunden angestellt, dann 15, erst in den letzten Jahren 40 Stunden. Entsprechend gering ist meine Pension. Aber Geld ist nicht alles. Die mobile Hauskrankenpflege ist wie mein viertes Kind, dessen Wachsen ich begleiten durfte. Was sich daraus entwickelt hat, ist unglaublich: Heute hat die Diakonie Hauskrankenpflege mehr als 40 Mitarbeiter:innen und 22 Dienstfahrzeuge, um Alte, Kranke und Behinderte in ihrer häuslichen Umgebung zu betreuen. Als erste Frau und Vertreterin einer kleinen Organisation wurde ich in den Diakonischen Rat gewählt, das österreichweite Gremium der Diakonie. Im Kreis der einflussreichen Rektoren großer diakonischer Werke übernahm ich die Rolle, alles infrage zu stellen. Ich glaube, ich war wirklich lästig. Aber sie haben mich 12 Jahre lang toleriert. Ich habe das Wachsen der Diakonie miterlebt. Das war großartig. Ich freue mich, an all dem mitgewirkt zu haben.



Elizabeth Carol Unger ließ sich nicht nur begeistern von einem Vortrag über mobile Hauskrankenpflege, der in der evangelischen Kirche gehalten wurde, sie brachte die Idee auch auf den Boden.



Die Erntedankfest-Kollekte finanzierte das erste Dienstauto.



Die Dienstwagenflotte ist seit 1988 auf 22 Autos gewachsen.

Im Interview: Michael Chalupka

Nur gemeinsam haben Organisationen Gestaltungsmacht

Michael Chalupka war von 1994 bis 2018 Direktor der Diakonie Österreich. Seit 1.9.2019 ist er Bischof der evangelischen Kirche A.B. Im Gespräch erzählt er, wie es gelungen ist, die Diakonie als eine der größten Sozialorganisationen im Land zu positionieren.



Herr Bischof Chalupka, Sie sind 1994 als Diakonie-Direktor angetreten und hatten dieses Amt 24 Jahre lang inne. Was waren die ersten Aufgaben, die Sie als Diakonie-Direktor wahrgenommen haben?

Begonnen hat die Diakonie Österreich zu meiner Zeit noch in der Steiner-gasse, im Erdgeschoss in sehr beengten Verhältnissen. Wobei zwei Dinge klar waren: Einerseits war klar, dass man dort ausziehen wird. Die Vorarbeiten waren schon geleistet worden und die finanziellen Mittel sind bereitgestellt. So konnte man ein Büro für die „Zentrale“ einrichten und übersiedeln. Damals war das Büro noch sehr klein, mit fünf oder sechs Mitarbeiter:innen.

Andererseits war schon klar, dass die Diakonie sich positionieren möchte in der sozialen Landschaft in Österreich. Das hat schon mein Vorgänger Ernst Gläser begonnen gemeinsam mit Schwester Helga – sie waren ein sozialpolitisches Duo, würde ich sagen, und unter anderem maßgeblich an der Einführung des Pflegegeldes in Österreich

beteiligt.

Eine meiner ersten Aktivitäten war gemeinsam mit Martin Schenk der Einsatz für die Einführung der – damals noch – bedarfsorientierten Mindestsicherung, das war auch ein Impuls für die Gründung Armutskonferenz. Es braucht leider immer Jahrzehnte, bis solche Forderungen in irgendeiner Weise umgesetzt werden. Und man sieht, wie gefährdet das ist, die bedarfsorientierte Mindestsicherung wurde erst vor kurzem wieder abgeschafft. Da braucht es in all diesen Bereichen – das ist mir so deutlich geworden – einen ganz langen Atem.

Wenn man Menschen fragt, die die Diakonie lange kennen, hört man, dass seit Mitte der 1990er Jahre die Stimme der Diakonie lauter geworden ist. Sind Sie mit dem Vorhaben angetreten, die Diakonie stärker in die Öffentlichkeit zu tragen?

Ja, das hat mit meiner Zeit begonnen. Aber es lag nicht an mir als Person, sondern das war eine gemeinsame Entscheidung der Diakonischen Werke und des Diakonischen Rates. Sie wollten die Rolle des neuen Diakonie-Direktors bewusst als Sprachrohr in der Öffentlichkeit angelegt haben. Und als dieses sollte ich von Anfang an fungieren.

Die Idee war, das im Sinne einer „doppelten Verkündigung“ zu tun: einerseits als Pfarrer und andererseits als das, was wir „Hilfe unter Protest“ genannt haben, nach Wieland Frank, also die Not der Menschen zu sehen, ihnen in der Not beizustehen und diese Not auch zu benennen und an der Veränderung der politischen Rahmenbedingungen zu arbeiten.

Wie hat sich das auf die Diakonie ausgewirkt?

Zuerst haben wir ja die Wende erlebt, und davor schon die vielen Menschen, die auf der Flucht aus dem zusammenbrechenden Ostblock bei uns angekommen sind, dann kamen die Krisen im Kosovo und am Balkan.

Es kamen immer mehr Spendenmittel und auch öffentliche Gelder, um den Menschen in diesen Krisen und Krisenländern zu helfen. Wir mussten die Verwaltung der Spenden dann von der Diakonie Österreich ins Hilfswerk verlagern, denn es war nicht das Ziel als Diakonie Österreich, operativ tätig zu sein. Auch hier war die Aufgabe der Diakonie Österreich die anwaltschaftliche Arbeit, das Hinweisen auf die Probleme und das Mitarbeiten an deren Lösung.

Aber ganz klar: Inhaltliche Schwerpunkte waren damals die Auslandsarbeit und die Flüchtlingsarbeit, und hier vor allem auch die Integration der Flüchtlinge. Und damals schon war viel zu tun in der politischen Kommunikation. Es ging um die Abwehr der ständigen Angriffe der FPÖ, der ständigen Verschärfungen in der öffentlichen Kommunikation und auch der Fremden-gesetze.

Angesichts der Krise am Balkan begann ja damals auch die Zusammenarbeit mit Nachbar in Not?

Ja, wobei Nachbar in Not anfangs eine Aktion von Rotem Kreuz und Caritas war, die Diakonie war damals noch kein Mitglied. Aber in Serbien konnte das Rote Kreuz nicht unabhängig tätig werden, weil es zu regierungsnah war. Und so hat die Diakonie für Novi Sad Transporte organisiert und übernom-

men. Wir konnten auf ein kirchliches Netzwerk zurück greifen und waren unabhängig genug, um Hilfe zu leisten – das war öffentlich wenig bekannt: Das offizielle Österreich wollte Hilfe für die Bevölkerung, aber keinesfalls wollte man das Regime Milosevic unterstützen. Da war es wichtig, die Spenden und auch die staatlichen Mittel professionell abzuwickeln. Und so wurde das Hilfswerks der Diakonie mit dieser Durchführung beauftragt, die Diakonie Österreich war dort im Aufsichtsrat.

Wie kam es dann, dass die Diakonie Österreich Mitglied von Nachbar in Not wurde?

Ich erinnere mich an eine Krisensitzung zum Kosovo, ich glaube, es war irgendein Osterfeiertag. In dieser Sitzung wurde entschieden, dass das Camp für die Vertriebenen des Konflikts im Kosovo, das das offizielle Österreich in Albanien aufbauen sollte, nicht vom Bundesheer, sondern vom Roten Kreuz organisiert werden soll. Das war auf unseren Vorschlag hin. Das hat, glaube ich, die Stellung der Diakonie und den Zusammenhalt entscheidend mitgeprägt. Es ist gelungen, Vertrauen aufzubauen, sodass Nachbar in Not geöffnet wurde und die Diakonie Partner geworden ist. Als dann die Stiftung gegründet wurde, waren wir waren die ersten, die dazugekommen waren. Und ich durfte dann der dritte Vorstand von Nachbar in Not sein.

Um Spenden zu bekommen und um politisch gehört zu werden, war es wichtig, dass die Diakonie bekannter wird. Was war da zu tun?

Das Gestalten der Marke Diakonie und ihrer Erkennbarkeit im öffentlichen Bereich und die Positionierung der Diakonie als Partner der anderen Organisationen war eine große Aufgabe. Schon die Gründung der so genannten „Bundesarbeitsgemeinschaft Freie Wohlfahrt“ war eine wichtige Initiative, die auf Pfarrer Gläser zurückgeht, genauso wie das ÖKSA. Diese Kooperationen auszubauen, war von Anfang meiner Zeit als Diakonie-Direktor an Auftrag. In der Diakonie vernetzt und gemein-

sam zu arbeiten, war immer der Wille der diakonischen Einrichtungen in Österreich. Wir wussten: Die Diakonie ist in so vielen Arbeitsfeldern tätig, im Bereich Altenheime, in der Kinder- und Jugendhilfe, in der Behindertenarbeit, im Gesundheitsbereich, in der Bildung – da hat sie nur Gewicht in der Öffentlichkeit, wenn sie innerlich geeint agiert. Denn in jedem einzelnen Bereich für sich wäre die Diakonie ein kleiner Player. Dass die Diakonie so divers aufgestellt ist, ist ihre Stärke. Diese Einheit in der Vielfalt müssen wir nutzen. Und so ist die Diakonie wirklich präsent geworden über die Zeit. Jetzt steht die Diakonie stark da neben den anderen Sozialorganisationen und ist z.B. in der Flüchtlingsarbeit, in der Menschenrechtsarbeit sicher einer der wichtigsten Player.

Können Sie zusammenfassend sagen, was in Ihren 24 Jahren als Diakonie-Direktor die wichtigste Aufgabe war?

Die wichtigste Aufgabe war für mich immer, Vertrauen aufzubauen. Sowohl innerhalb der Diakonie, zwischen ihren Mitgliedern, als auch mit den anderen Verbänden. Einfach aus dem Bewusstsein heraus, dass man allein keine Gestaltungsmacht hat. Das sind Prozesse, die immer wieder auszuhandeln sind. Die transparent und fair sein müssen. Der Diakonie ist in der Zusammenarbeit mit anderen Sozialorganisationen immer eine wichtige Rolle zugekommen, weil die Diakonie nicht zu groß und nicht zu mächtig ist, aber auch nicht zu klein, dass sie

überhört werden könnte.

Als Diakonie-Direktor musste ich den Mitgliedern immer wieder vor Augen führen, dass die Diakonie Österreich eine Serviceeinrichtung, Vertretungs und Repräsentanz nach außen ist, gegenüber Ministerien und den anderen Wohlfahrtsverbänden. Ihre „Agentur“ sozusagen, die sozialpolitische Forderungen stellt und die operativ tätigen Werke und Einrichtungen unterstützt, indem sie ihre Anliegen und Ideen transportiert und lautverstärkend an die Öffentlichkeit bringt.

Was ist Ihnen wichtig, dass aus Ihrer Zeit bleibt?

Ohne Scherz: Am wichtigsten ist es, dass es uns gelungen ist, dass die Diakonie mit dem Adventkranz verknüpft ist. Der erste Schritt war, dieses Plakat mit dem Adventkranz in Form eines Rettungsrings aufzuhängen. Er war ein Symbol für Hilfe, aber auch eine Verbindung zur Geschichte der Diakonie, zu ihrem Ahnherrn, dem hamburgischen Pfarrer Johann Hinrich Wichern, und zu dem, was kirchlicher Auftrag der Diakonie ist.

Das Schöne an unsere Adventkranz-Aktion ist außerdem, dass die unseren Politiker:innen bzw. den Menschen, die Gesellschaft gestalten, manchmal auch etwas bringt und schenkt – und nicht immer nur etwas von ihnen fordert oder will. Das ist, glaube ich, ein ganz wesentlicher Punkt. Das soll mein Erbe bleiben!

Danke für das Gespräch!



Veronica Handl *1952

Zunächst haupt- und dann ehrenamtliche Mitarbeiterin beim **Diakonie Flüchtlingsdienst**



Solidarität, Teilen, aus Notlagen lernen – das hat Veronica Handl als junge Frau in den Gefängnissen der argentinischen Junta gelernt. Und 20 Jahre lang in der Flüchtlingsarbeit in Österreich gelebt.

Mein Name ist Veronica Handl. Ich wurde 1952 in Argentinien geboren. Dort hin war mein Vater als Wiener Jude 1938 geflohen. Als junge Frau wurde ich von der Militärjunta inhaftiert und gefoltert, um an Informationen über meine Arbeitsstelle in der mexikanischen Botschaft zu kommen. Zwei Jahre lang war ich „verschwunden“. Dank einer Intervention von Amnesty International konnte ich 1979 ausreisen. Heute lebe ich in Wien, der Geburtsstadt meines Vaters. Mein Sohn Pablo, den ich im Gefängnis geboren habe, hat sich in Brasilien niedergelassen.

Im Gefängnis Solidarität gelernt

Ich war nie wieder in Argentinien. Dort würden nur böse Erinnerungen wach, die mich auch hier regelmäßig einholen. Meine Erfahrungen im Gefängnis haben mich vieles gelehrt: Solidarität, Teilen, aus Notlagen lernen. Dass Menschen an meiner Stelle gestorben sind, ist für mich der schlimmste Gedanke. Ich trage ihn immer mit mir. Mit diesem Schuldgefühl lebe ich. Dabei bin ich grundsätzlich ein fröhlicher Mensch. Hoffnung gibt mir Kraft. Sie scheint zerbrechlich zu sein, aber das ist sie nicht. Sie ist stark und schön.

20 Jahre lange hatte ich das Glück, in der Flüchtlingsarbeit tätig zu sein. Ute Bock hat mich im Jahr 2001 angerufen: „Ich brauche eine Waschmaschine für eine Flüchtlingsfamilie.“ Ich habe

gesagt: „Ihr könnt meine abholen.“ Das hat der Leiter des neuen Flüchtlingshauses der Diakonie auf der Rossauer Lände gehört und gesagt: „Diese Frau soll bei mir arbeiten.“ Das war der Beginn. Anfangs kamen so viele Menschen, dass wir gar keine Zeit hatten, rechtzeitig genügend Betten aufzustellen.

Bis 2012 war ich Mitarbeiterin im Flüchtlingshaus und vor allem für die Betreuung der Kinder zuständig. Ich habe sie mit ihren Eltern zu Ärzten und Ämtern begleitet, habe mit ihnen Ausflüge gemacht und sie zum Fußballspielen mitgenommen. Es ist wichtig, ihnen Struktur im Alltag zu geben. Ich versuche immer, Menschen über ihre eigenen Ziele zu motivieren. Irgendwann haben sie dann angefangen, ihre Zimmer auszumalen, die Möbel bunt zu streichen, den grauen Hof zu begrünen. Auch die Kinder haben zu malen begonnen. Farbe hat ihre Traurigkeit vertrieben. Nach meiner Pensionierung 2012 habe ich diese Tätigkeiten als Freiwillige vorerst weitergeführt. Später habe ich vor allem die Lernbetreuung der Diakonie für Flüchtlingskinder unterstützt. Seit einem Unfall im Jänner 2023 bin ich leider in meinen Möglichkeiten eingeschränkt. Ich habe gelernt: Wer Hoffnung in sich trägt, kann sie mit anderen Menschen teilen, kann sie festhalten, damit sie nicht fallen. Ich bin sehbehindert, aber ich erkenne früh, wenn es Menschen nicht gut geht, und nehme mich ihrer an. Ich gebe, so viel ich kann. Das ist meine Lebensaufgabe.



Veronica Handl hat in Buenos Aires an der Kunstuniversität studiert.



Es war ihr ein Anliegen Farbe in den Alltag der Flüchtlinge zu bringen.

Norbert Karvanek 1965–2021

Armen-Wirt im Häferl der **Stadtdiakonie Wien**

Ein schlanker, hochgewachsener Mann, freundlich, die langen Haare zu einem Zopf zusammengebunden, fünf volle Teller in den Händen – so kannten viele Menschen Norbert Karvanek aus dem Häferl, dem Armen- und Obdachlosenwirthaus der Stadtdiakonie Wien. Dieses ganz besondere Lokal ist im Keller der evangelischen Gustav-Adolf-Kirche in Gumpendorf im sechsten Wiener Bezirk untergebracht.

An den Tisch serviert

Seit 1989 wird hier von Donnerstag bis Sonntag täglich warmes Essen gekocht und ab Punkt zwölf Uhr Menschen an den Tisch serviert, für die das alles andere als eine Selbstverständlichkeit ist. Anfangs waren es vor allem Haftentlassene, mit der Zeit immer mehr von Wohnungslosigkeit und Armut Betroffene. 20 Tonnen Lebensmittel- und selbstlose Geldspenden machen es möglich, bis zu 400 Menschen pro Tag zu versorgen.

„Ich verstehe mich als Armen-Wirt“, hat Norbert Karvanek sein Berufsbild einmal beschrieben und sich damit gut getroffen. Denn ein Wirt ist ein Mensch, der nicht nur für das leibliche Wohl seiner Gäste sorgt, sondern ihnen auch einen Raum bietet, wo sie sich wohlfühlen können und mit Respekt behandelt werden. Dafür hat Norbert Karvanek gemeinsam mit einem Team von Freiwilligen gesorgt.

Empathie hat ihre Wurzeln oft im persönlichen Erleben: Karvanek hatte eine alleinerziehende, oft überforderte Mutter. Der Großvater arbeitete als Installateur und verdiente sich abends als

Kellner im Café Adlerhof ein Zubrot. Sein Enkel kam oft mit und wuchs, wie er selbst erzählte, „quasi im Kaffeehaus auf“. Im Kinderheim in Döbling wurde er früh als „kein einfaches Kind“ abgestempelt.

Vom Gast zum Gastgeber

Schwierige familiäre Verhältnisse, eine tiefe Unzufriedenheit mit dem Leben und der Zuckerbäckerlehre und sein ungezügelter Temperament führten zu einer Katastrophe: Im Alter von 23 wurde Karvanek wegen schwerer Körperverletzung mit tödlichem Ausgang zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Der Weg zurück war lange und hart. Im Advent 2002 nahm ein Freund Karvanek mit ins Häferl, und die Verwandlung vom Gast zum Gastgeber nahm ihren Lauf. Er traf in dieser Einrichtung auf unvoreingenommene Menschen, die ihn nicht auf seine Fehler reduzierten, sondern ihm als Menschen eine neue Chance gaben – allen voran Gerlinde Horn, Häferl-Gründerin und Frau des damaligen Wiener Superintendenten. Karvanek nutzte die Chance, wurde Angestellter der Stadtdiakonie und mehrere Jahre auch Leiter des Häferl.

Norbert Karvaneks Lebensweg verlief nicht gerade und war bis zu seinem frühen Tod im Herbst 2021 immer wieder von großen Problemen überschattet. Aber seine Gabe, Menschen einfach so anzunehmen, wie sie sind, führte ihn an einen Ort, wo er viele Jahre lang für Arme im Schatten des reichen Wien ein wertvolles Vorbild wurde.



„Ich verstehe mich als Armen-Wirt“, sagte Norbert Karvanek über seine Tätigkeit im Häferl, wo Menschen mit wenig Geld eine warme Mahlzeit bekommen.



Im Häferl sitzen die Gäste zu Tisch und bekommen Suppe, Hauptspeise und Dessert serviert.



Bis zu 400 Mahlzeiten pro Tag werden im Häferl, unter der evangelischen Kirche in der Gumpendorferstraße, gekocht.

Helene Fritsch *1993

Start-up-Unternehmerin, die von Doris Auberger, Schullehrerin im **Diakonie Zentrum Spattstraße**, 15 Jahre lang begleitet wurde



Schulassistentin war für Helene Fritsch unabdingbar für eine gute Schul- und Ausbildung, der Schlüssel zu Inklusion.

Helene Fritsch und ihr Mann Markus betreiben ein modernes Therapiezentrum in Linz. Das im Corona-Auftaktjahr 2020 gegründete Start-up stellt Therapeut:innen vier vollausgestattete, barrierefreie Praxisräume für ihre Arbeit zur Verfügung. Ein teurer, robotergestützter Gangtrainer hilft Patient:innen dabei, durch gleichmäßige Wiederholungen das Gehen wieder zu erlernen. Helene und Markus Fritsch sind selbst gehbeeinträchtigt und hatten die Idee zur Firmengründung während ihrer Reha-Aufenthalte.

Dass Helene Fritsch ihr Leben und die Verwaltung des eigenen Unternehmens heute selbstständig und erfolgreich meistern kann, erfüllt einen für sie ganz besonderen Menschen mit Stolz und Dankbarkeit: Doris Auberger, Schullehrerin im Diakonie Zentrum Spattstraße, hat Helenes Weg 15 Jahre lang im wahrsten Sinn des Wortes begleitet – vom Kindergarten bis zur Matura in der Handelsakademie Rohrbach.

Inklusion ermöglichen

Die heute 30-jährige Helene hat seit Geburt eine Bewegungsstörung, die ihre Beine betrifft. Um ihr trotzdem den Kindergartenbesuch zu ermöglichen, engagierten ihre Eltern Doris Auberger, anfangs als private Stützkraft. Sie wich nicht mehr von Helenes Seite.

„Sie war das Bindeglied, damit ich an allem teilhaben konnte“, erinnert sich Helene Fritsch. „Das geht nicht, habe ich von Doris nie gehört.“ Als das Mädchen in die Volksschule wechselte, war Doris Auberger bereits angestellte Schullehrerin der „Spatti“, wie das Diakonie Zentrum

Spattstraße liebevoll genannt wird. Damit war Helenes weitere Betreuung während der Schulzeit gewährleistet. Am Zusammenspiel des bewährten Teams änderte sich nichts: Auberger blieb Helenes unentbehrliche Stütze im Unterricht, bei Praxistagen in Übungsfirmen, bei Schulausflügen. Sie half ihr auch durch die schwierige Hauptschulzeit, in der Helene Mobbing erleben musste.

Doris Auberger ist überzeugt davon, dass eine gute Ausbildung das Um und Auf für Menschen mit Behinderung ist und der Schlüssel zur Inklusion.

Die „Spatti“ widmet sich der bedarfsgerechten Therapie und Begleitung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen sowie deren Familien in Krisen und Notsituationen. Die Schulassistentin ist eines der Angebote des Diakonie Zentrums. Schullehrer:innen unterstützen Kinder mit Behinderungen, Entwicklungsverzögerungen oder Schwierigkeiten im Sozialverhalten, damit sie am Unterricht teilnehmen können und Zugang zu Bildung bekommen. Sie sind für die Kinder da, bieten ihnen eine stabile einfühlsame Beziehung und emotionale Sicherheit für einen guten Lernerfolg.

Helene Fritsch hat davon profitiert. Der Kontakt zu ihrem „Engel“, wie sie Doris Auberger gerne nennt, ist nie abgebrochen.

„Sie ist einfach ein liebenswerter, warmherziger und hilfsbereiter Mensch. Doris hat einen ungezwungenen Umgang und eine offene Ausstrahlung. Sie hatte nie Berührungsängste.“

Damit ist genau beschrieben, was es braucht, damit sich ein Leben trotz Problemen voll entfalten kann.

Melanie Knödl *2005

Küchenhilfe in einem Tiroler Hotel, die mit Hilfe des **Diakoniewerks** den Sprung in den ersten Arbeitsmarkt geschafft hat

Dass Melanie Knödl seit Frühjahr 2023 als reguläre Mitarbeiterin in der Küche eines Hotels in Hopfgarten arbeiten kann, ist eine höchstpersönliche Erfolgsgeschichte für die junge Tirolerin. Eine Geschichte, zu der aber auch die Diakonie ein wichtiges Kapitel beigesteuert hat.

Jeder Mensch – mit Behinderung oder ohne – hat das Recht auf Arbeit. So ist es in der Behindertenrechtskonvention festgeschrieben. Trotzdem bleibt vielen der Weg in den so genannten ersten Arbeitsmarkt versperrt. Inklusion ist oft noch reines Lippenbekenntnis.

Begabungen entwickeln

Melanie Knödl hat Lernschwierigkeiten und kann deshalb nicht jede Aufgabe übernehmen. Im Café & Bistro Kowalski in Kitzbühel konnte sie aber zwei Jahre lang ihre Begabungen und Talente entwickeln. In dieser Einrichtung des Diakoniewerks bereiten Ausbilder:innen Menschen mit Behinderung gezielt auf die reguläre Berufswelt vor und vermitteln sie an interessierte Arbeitgeber. Dabei werden zunächst die individuellen Stärken der Betreuten identifiziert und dann geduldig trainiert.

Nicht alle schaffen den großen Schritt, doch Melanie Knödl konnte ihren aktuellen Arbeitgeber

mit ihren im Kowalski erworbenen fachlichen und sozialen Fähigkeiten überzeugen. Sie arbeitete sorgfältig und eigenverantwortlich, bereitete guten Kaffee zu und bediente die Gäste des Cafés gekonnt. Besonders der Umgang mit den Kundinnen und Kunden bereitete ihr große Freude.

Anfangs musste sie auch Rückschläge verdauen: Nicht jede Arbeit entsprach ihren Vorstellungen, ein Praktikum wurde vorzeitig abgebrochen. Eine harte Erfahrung, mit der sie mit Hilfe ihrer Betreuer:innen aber umzugehen lernte.

Selbstbestimmt leben

„Melanie ist ein positiver Mensch, sie hat eine ruhige und angenehme Art“, lobt sie die pädagogische Leiterin des Kowalski: „Man kann sich auf sie verlassen. Sie hat ganz viele Fertigkeiten, behält gut den Überblick und kennt die Abläufe. Außerdem ist sie offen für Neues und ein echter Teamplayer. Melanie ist sicherlich für jeden Betrieb eine Bereicherung.“

Die Arbeit in der Hotelküche ermöglicht Melanie Knödl heute ein selbstbestimmtes Leben. Damit ist sie ein Vorbild für andere Menschen mit Behinderung, das zeigt: Es ist möglich, dieses große Ziel zu erreichen.



Im Café & Bistro Kowalski in Kitzbühel, das das Diakoniewerk führt, konnte Melanie Knödl ihre Talente entwickeln und sich erfolgreich auf den ersten Arbeitsmarkt vorbereiten.

Im Interview: Stefan Galoppi

Geschichte hat viele Gesichter

Stefan Galoppi ist Journalist und Historiker. Wir haben ihn gebeten, das zu den 25 „Gesichtern“ dieses Magazins gesammelte Material zu sichten und zu jeder der Personen ein Porträt zu verfassen. Maria Katharina Moser hat mit ihm über seine Schreiberfahrung gesprochen.

Maria Katharina Moser: Herr Dr. Galoppi, Sie haben sich mit 25 Personen aus der Geschichte der Diakonie in Österreich beschäftigt und Porträts über sie verfasst. Mich würde interessieren, welchen Eindruck Sie dadurch von der Diakonie gewonnen haben. Wie würden Sie in zwei Sätzen beschreiben, was Diakonie ausmacht?

Stefan Galoppi: Bei der Beschäftigung mit diesen Persönlichkeiten habe ich einen Grundton wahrgenommen, der in unserer Zeit beinahe wie ein Kontrapunkt wirkt: Es ist ihnen tatsächlich um andere Menschen gegangen. Sie haben deren Not gesehen, deren Bedürfnisse erkannt und aus ihren Wertvorstellungen heraus gehandelt. Engagement, das sich nicht um eigene Interessen dreht, sondern ein Stück Gerechtigkeit in der Welt schaffen will, ist nicht selbstverständlich.

Maria Katharina Moser: Würden Sie sagen: Das ist typisch Diakonie? Beziehungsweise, was würden Sie – ausgehend von den Porträts – sagen, ist typisch Diakonie?

Stefan Galoppi: Eine innere Haltung, die ein bequemes Wegsehen nicht erlaubt und jedem Menschen den gleichen Wert beimisst. Wer auf einem gefestigten Glaubensfundament steht,

fühlt sich für den Nächsten und auch den Übernächsten zuständig und mitverantwortlich.

Die Porträtierten waren ganz sicher nicht fehlerlos – da gab es auch Eitelkeiten, Streben nach Selbstvergewisserung und Verirrungen –, aber sie alle sind für andere eingetreten. Und da zählt nicht das Absolute, sondern das Bestmögliche.

Maria Katharina Moser: Was sagt das Ihrer Meinung nach über die Diakonie als Organisation?

Stefan Galoppi: Was mit vielen individuellen Bemühungen der Selbstlosigkeit begann, hat sich in 150 Jahren zu einer hochprofessionellen Organisation weiterentwickelt. Es mag zum Beispiel kaum noch Diakonissen geben, aber ihre Arbeit wird heute mit demselben Ziel und im gleichen Geist von tausenden Mitarbeiter:innen fortgeführt.

Es gibt keinen problembehafteten Teil des Lebens, dem die Diakonie ausweicht. Sie ist eine wichtige und beachtete Stimme in der gesellschaftlichen Diskussion geworden. Denn es reicht nicht, immer nur weitere Pflaster bereitzustellen. Es gilt, Verletzungen im Ansatz zu vermeiden. Dazu braucht es Gerechtigkeit und sozialen Ausgleich. Das ist eine nie endende Aufgabe.

Maria Katharina Moser: Eine letzte Frage noch: Haben Sie ein „Lieblings-Porträt“? Und wenn ja, welches und warum?

Stefan Galoppi: Mich haben viele der Porträtierten überrascht und beeindruckt, etwa die unglaublichen Parallelen im Leben der Brüder Ludwig und Ernst Schwarz. Mein Lieblingstext ist aber der über Schwester Ottilie Schrempf. Sie war eine Bauerntochter aus der Ramsau, musste ihren Geschwistern schon früh die Mutter ersetzen und entschied sich im Alter von 30 Jahren ganz bewusst für ein Leben als Diakonisse. Wie viele andere Schwestern, machte sie eine hochwertige Ausbildung, war in verschiedenen Krankenhäusern und Heimen im Einsatz, stieg zur Leitenden Schwester auf. Statt sich zur Ruhe zu setzen, übernahm sie am Ende ihres Lebens noch die Verantwortung im Haus Abendfrieden in Gallneukirchen. Sie war offenkundig eine warmherzige, bescheidene Frau und 96 Jahre lang im Dienst. In ihrem Nachruf hieß es dann, ihr Humor und ihre Fröhlichkeit hätten allen „wohlgetan“. Das spricht für Größe im nur scheinbar Unscheinbaren.

Diakonie heißt Dienst am Nächsten

Ihre Aufgabe ist Dasein für und mit Menschen:

- Kinder und Jugendliche, die gute Bildung bekommen sollen, Therapie brauchen oder nicht bei ihren Familien leben können
- Familien, die soziale Krisen bewältigen müssen
- Menschen im Alter, die Betreuung und Pflege brauchen
- Menschen auf der Flucht, die in Sicherheit leben wollen
- Menschen mit Behinderung, die Unterstützung brauchen, damit sie selbstständig leben und teilhaben können
- Menschen, die einsam sind oder sich nach guter Nachbarschaft sehnen
- kranke Menschen, die eine e-Card haben, und kranke Menschen, die keine e-Card haben
- Menschen mit Armutserfahrungen, die Beratung, eine warme Mahlzeit oder ein Dach über dem Kopf brauchen
- Menschen in anderen Ländern, die mit Armut oder Katastrophen zurechtkommen müssen.

Mehr als 10.000 Mitarbeiter:innen begleiten, beraten und betreuen jährlich rund 420.000 Menschen. Sie werden dabei von über 550 Zivildienern und Absolventinnen des Freiwilligen Sozialjahrs unterstützt.

IMPRESSUM:

Diakonie Themen, Sonderausgabe zum 150. Jubiläum der Diakonie in Österreich
Die Ausgabe ist ein Sonderheft aus der Reihe Diakonische Informationen und enthält die aktualisierte Version der Standortbestimmung | Ausgabe Nr.: 206 - 2/24

Medieninhaberin: Diakonie Österreich

ZVR-Zahl: 023242603, Schwarzspanierstraße 13, 1090 Wien. www.diakonie.at

Herausgeberin: Pfr. in Dr. in Maria Katharina Moser | **Redaktion:** Dr. in Roberta Rastl | **Autor:** Dr. Stefan Galoppi

Verlagsort: Wien | **Erscheinungsdatum:** Februar 2024

Layout/Grafik: Laura Kircher | **Druckerei:** Gugler GmbH, Auf der Schön 2, 3390 Melk/Donau



**Sicher. Kreislauffähig.
Klimafreundlich.**
C2C Certified® SILBER by gugler*
drucksinn.at



– produziert nach den Richtlinien des Österreichischen Umweltzeichens, Gugler GmbH, UW-Nr. 609, www.gugler.at

Bildquellen: Simon Rainsborough (Foto Maria Katharina Moser, Vorwort), Historisches Archiv Diakoniewerk Gallneukirchen (Ludwig Schwarz, Amelie von Langenau, Elise Lehner, Viktoria Vilimek, Theodora Brik, Irma Gindelhumer, Ottilie Schrempf), Diakonie de La Tour (E. und P. Schwarz, Elvine de La Tour, Willibald Lassenberger), Chronik Evangelische Gemeinde Mödling, S. 168 (Ernst Gottfried Meyer), Diakonie Zentrum Spattstraße (R. und E. Siegrist, Werner Gerstl), Diakonie Archiv (Ernst Gläser), epd/Archiv (Ilse Cicvarek), Gerhard Maurer (Alexandra C.), Diakonie (Robert Damjanovic, Gertrude Hennefeld, Veronica Handl), Foto Hochreiter-Meidinger, Windischgarsten (Peter Wiegand), Missionsgemeinschaft der Fackelträger - Schloss Klaus (Peter Wiegand), Evangelischer Diakonieverein Burgenland (Elizabeth Carol Unger), Mario Lang und Luzia Puiu (Nobert Karvaneck), Mathy Winkler communications & consulting OG (Helene Fritsch), Privat (Johann Schager, Robert Damjanovic, Elizabeth Carol Unger, Melanie Knödl)

Hoffnung braucht dein Ja.

**Hoffnung ist
wie ein Lächeln.**

Sie ist ansteckend.

Michael, von Theresa
begleitet seit 2018

Spendenkonto:
AT07 2011 1800 8048 8500

